

Sonderdruck aus:

Militärgeschichtliche Zeitschrift

ISSN 0026-3826

59 (2000) Heft 2

Michael Sommer: Krieg im Altertum als
soziales Handeln

Jana Flemming: Der RAF-Bombenkrieg
gegen Deutschland im Meinungsbild der
britischen Öffentlichkeit von 1940 bis 1944

Rolf-Dieter Müller: Speers Rüstungspolitik
im Totalen Krieg. Zum Beitrag der
modernen Militärgeschichte im Diskurs
mit der Sozial- und Wirtschaftsgeschichte

Wolfgang Schmidt: »Wehrzersetzung«
oder »Förderung der Wehrbereitschaft«?
Die Bundeswehr und der westdeutsche
Kriegs- und Militärfilm in den fünfziger und
sechziger Jahren

Alexander Hirt: Die deutsche Truppen-
betreuung im Zweiten Weltkrieg:
Konzeption, Organisation und Wirkung

Kerstin von Lingen: Konstruktion von
Kriegserinnerung: Der Prozeß gegen
Generalfeldmarschall Albert Kesselring
vor einem britischen Militärgericht in
Venedig (1947) und das Bild vom Krieg
in Italien

Herausgegeben vom
Militärgeschichtlichen
Forschungsamt

Oldenbourg

Michael Sommer

Krieg im Altertum als soziales Handeln*

»Krieg ist die Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln.« Die klassische Kriegsdefinition von Clausewitz ist auch heute, im Zeitalter von Wasserstoffbombe und »Schnellen Eingreiftruppen«, in aller Munde. Der »politische Zweck als das ursprüngliche Motiv«¹ jeglicher Kriegführung ist der Grundton, von dem her Clausewitz seine philosophisch-militärtheoretische Betrachtung entfaltet. Krieg ist, selbst dann, wenn er Eigendynamik entwickelt und sich von ursprünglichen Zielsetzungen verselbständigt, immer nur Mittel, nie Zweck, ist »ein Akt der Gewalt, um den Gegner zur Erfüllung unseres Willens zu zwingen«².

Entscheidend für das Verständnis seines Kriegsbegriffs ist Clausewitz' Politikbegriff. Der konnte, bei einem preußischen General der Reformära, tief in der Aufklärung verwurzelt, nur jener der mit der Französischen Revolution anbrechenden nationalstaatlichen Ära sein. Politische Subjekte waren Staaten vom Schlage der das europäische System nach dem Wiener Kongreß prägenden Großmächte England, Frankreich, Rußland, Österreich-Ungarn und Preußen. »Absoluter Krieg, wie Clausewitz ihn verstand, setzte alle Register des neuzeitlichen, hochkomplexen Staatsgefüges voraus: kein Krieg ohne rationale administrative und militärische Organisation, ohne ein Mindestmaß an abstraktem Staatsverständnis.

Ein weiteres kommt hinzu: Politisches Schlüsselerlebnis des jungen Clausewitz war fraglos die Französische Revolution und das Versagen des absolutistischen Staats im Angesicht der von republikanischem Eifer getriebenen Armeen. Die Revolution hatte durch Politisierung der Massen auch die Kriegführung zum Gegenstand von Politik gemacht: »Der Krieg war urplötzlich wieder eine Sache des Volkes geworden, und zwar eines Volkes von 30 Millionen, die sich alle als Staatsbürger betrachteten«³. Clausewitz und seine Mitreformer standen vor dem Dilemma, den Krieg zu politisieren, ohne damit die Saat der Revolution auch in Deutschland aufgehen zu lassen⁴.

Clausewitz' Antwort fiel, gemessen an den Herausforderungen des Zeitenwechsels, durchaus konventionell aus: Er erhob die Wertbegriffe der militärischen Klasse – Pflichtgefühl, Ehre, Aufopferung – zum politischen Tugendkanon *par excellence* und entband so den Soldaten von der Aufgabe politischer Reflexion. Nichtsdesto-

* Der Artikel ist zu Teilen aus einer am Orientalischen Seminar der Universität Freiburg gehaltenen Seminarveranstaltung entstanden. Allen Teilnehmern sei an dieser Stelle für engagierte Mitarbeit gedankt. Zu danken habe ich ferner Dr. Dominik Bonatz, Prof. Immanuel Geiss, Dr. Ulrich Gotter und Prof. Marlies Heinz für wertvolle Anregungen und Kritik.

¹ Carl von Clausewitz, *Vom Kriege*, hrsg. von Wolfgang Pickert und Wilhelm Ritter von Schramm, Reinbek 1963, S. 16.

² Ebd., S. 13.

³ Ebd., S. 209.

⁴ Vgl., zugleich als beste universalhistorische Studie zum Thema Krieg, John Keegan, *A History of Warfare*, New York 1994, S. 17.

weniger revolutionär war er in seiner Analyse: Kein Zeitgenosse hat so klar gesehen, daß die Revolutionskriege etwas qualitativ völlig Neues, eben auch eine Revolution der Kriegführung waren: »So war also das kriegerische Element, von allen konventionellen Schranken befreit, mit seiner ganzen natürlichen Kraft losgebrochen?.«

Clausewitz' ›absoluter‹ Krieg ist mithin ein Idealtypus, wie er im geistigen Klima des nachrevolutionären Europa in der Luft lag. Alle Kriege seither, vom griechischen Unabhängigkeitskrieg bis zum Kosovo-Konflikt, kamen dem Typus mehr oder weniger nahe; meist eher weniger, bedenkt man, wie häufig Konfrontationen als Stellvertreterkriege, lokal eng umgrenzte Konflikte und mehr symbolisches Kräfteressen ausgetragen wurden. Gleichwohl: Die Möglichkeit des ›absoluten‹ Kriegs, kulminierend in der *levée en masse*, stand seit der Französischen Revolution als akute Drohung stets im Raum.

Die Frage, die Clausewitz aufwirft, greift tiefer, als es vorderhand den Anschein hat. Sie berührt unmittelbar das Problem der Mobilisierung zum Krieg und damit das Verhältnis zwischen Krieg und Gesellschaft. Krieg war in 5000 Jahren bewußter Menschheitsgeschichte stets gesellschaftliche Realität, war über lange Strecken gar eher Regel denn Ausnahme. Max Webers treffende Charakterisierung der griechischen Polis als »Kriegerzunft«⁶ verdeutlicht den außerordentlich hohen Stellenwert des kriegerischen Konflikts gerade für antike Gesellschaften. Und nichts spiegelt diesen Sachverhalt besser wider als antike Texte selbst, von akkadischen Königsinschriften bis zu den Geschichtsschreibern der römischen Kaiserzeit. »Die Gegenwart des Krieges und die nachhaltige Wirkung bewaffneter Konflikte in der gesamten Geschichte der alten Welt sind unübersehbar⁷.« Dennoch: »Über den Krieg in der Antike wissen wir, wenn nicht wenig, so doch sehr viel weniger als über viele andere Teile des damaligen Lebens. Wir wissen weniger, als wir wissen müßten und – als wir wissen könnten⁸.«

Die historische Omnipräsenz des Krieges in Antike wie Moderne wirft schließlich das anthropologische Grundproblem menschlicher Gewaltneigung auf⁹. Die Anthropologie hat umfangreiches Material zum Thema Gewalt in ›primitiven‹ Gesellschaften beizusteuern. Rituelle Konfliktaustragung bei isoliert lebenden Amazonasstämmen und die endemische Kriegführung auf der Osterinsel¹⁰ sind nur zwei Beispiele, die dem Clausewitzschen Typus diametral entgegenstehen. Auch ohne

⁵ Clausewitz, Vom Kriege (wie Anm. 1), S. 210.

⁶ Max Weber, Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriß der verstehenden Soziologie, hrsg. von Johannes Winckelmann, 5. Aufl., Tübingen 1972, S. 595.

⁷ Franz Georg Maier, *Neque quies gentium sine armis: Krieg und Gesellschaft im Altertum*, Opladen 1997, S. 27.

⁸ Christian Meier, Die Rolle des Krieges im klassischen Athen, in: *Historische Zeitschrift*, 251 (1990), S. 555.

⁹ Vgl. aus Sicht der Verhaltensforschung Konrad Lorenz, *Das sogenannte Böse. Zur Naturgeschichte der Aggression*, 21. Aufl., München 1998, bes. Kapitel 13. Lorenz leitet das menschliche Aggressionspotential dezidiert biologisch her. Contra: R.B. Ferguson, *Explaining War*, in: *The Anthropology of War*, ed. by J. Haas, Cambridge 1990, S. 26–55; J.H. Goldstein, *Beliefs about Human Aggression*, in: *Aggression and War*, ed. by J. Goebel and R.A. Hinde, Cambridge 1989, S. 48–57.

¹⁰ Vgl. zum Überblick Keegan, *History* (wie Anm. 4), S. 24–28, 84–115: Auf der Osterinsel mündete Nahrungsverknappung und soziale Desintegration (Zerfall der Stammeseinheit) offenbar in einen permanenten Kriegszustand mit stark ritualisierten Zügen. Gewalt bei den Yanomamö im Amazonasgebiet schließt vier gleichfalls ritualhaft überformte Eskalationsstufen ein: vom individuellen Ohrfeigenduell bis zu razzienartigen Überfällen auf Nachbardörfer.

politische, gar staatliche Organisation kann sich das Gewaltpotential von Gruppen kriegerisch entladen, unter Umständen bis zum kulturellen Zusammenbruch, wie das Beispiel der Osterinsel illustriert¹¹. Elemente solcher »primitiver« Gewaltanwendung konnten sehr wohl in die soziale Realität der Antike hineinragen: Institutionen wie der Krypteia, ritualisierter Menschenjagd im Rahmen der militärischen Ausbildung junger Männer in Sparta, und der – mit rationalen Maßstäben nicht zu fassenden – Brutalität der assyrischen Kriegführung haftet in der Tat etwas Atavistisches an.

Forscht man nach Motiven, will man wissen, was antike Gesellschaften zum Krieg und zu ihrer je spezifischen Kriegführung veranlaßte, führt eine – politik- und ereignisgeschichtlich durchaus sinnvolle – objektivistische Kategorienbildung (etwa: »Hegemonialkrieg«, »Niederhaltekrieg«, »Beutekrieg«, »Besitzkrieg«, »ideologischer Herrschaftskrieg«¹²) nicht weiter. Interessant werden subjektiv wahrgenommene Mobilisierungs- und Legimitätsgründe, die Behandlung des Kriegsthemas durch die Zeitgenossen. Es geht um die alte, in ungezählten Variationen immer wieder aktuelle Frage, mit der praktisch alle menschlichen Gemeinschaften konfrontiert sind: Wie kann staatlich sanktioniertes Töten mit kulturellen, Gewalt bändigenden Normen in Einklang gebracht werden? Die Fülle der Zeugnisse, die aus dem Altertum über Krieg auf uns gekommen ist, erleichtert den Zugang und macht das Thema reizvoll für vergleichende Analysen.

Krieg ist, im Sinne Max Webers, »soziales Handeln«¹³ par excellence, ist notwendig am Verhalten anderer orientiert. Er unterliegt den – von Weber idealtypisch definierten – unterschiedlichen Reflexionsniveaus entsprechenden Bestimmungsgründen sozialen Handelns: traditionellen, affektuellen, wert- und zweckrationalen¹⁴. Nur das rein zweckrationale Handeln ist ausschließlich an eigenen Interessen orientiert und somit »frei«. Alle anderen Formen des Handelns sind bezogen auf eine wie auch immer als legitim empfundene Ordnung oder doch zumindest auf Brauch, Sitte oder Konvention. Eine als legitim anerkannte Ordnung »steigert naturgemäß die Chance, daß das Handeln an ihr orientiert wird, und zwar oft in sehr bedeutendem Maße«¹⁵.

Legitimität einer Ordnung kann sich aus ganz unterschiedlichen Bestimmungsgründen des Handelns speisen, innerlichen (gefühlsmäßige Hingabe, ethische Überzeugungen, Religion) wie äußerlichen (Interessenlagen, Konvention, Recht). Die Unterscheidung leitet bereits über zur bekannten Typologie der »drei reinen Typen der legitimen Herrschaft«¹⁶ (traditionale, charismatische, legale Herrschaft) und damit zur Herrschaftssoziologie.

Da Krieg, zumal für die kämpfende Truppe, einerseits ein Risiko mit potentiell tödlichem Ausgang, ein Vabanquespiel, andererseits die individuelle Gewinnchance höchst zweifelhaft ist, wird im allgemeinen der Appell an das rationale, interessengeleitete Kalkül der Soldaten zur Mobilisierung nicht hinreichen. Zwei Integrationsmechanismen bieten sich grundsätzlich an:

¹¹ Vgl. ebd., S. 24–28.

¹² Nach Maier, *Neque quies* (wie Anm. 7), *passim*.

¹³ Vgl. Max Weber, *Soziologische Grundbegriffe*, 5. Aufl., Tübingen 1981, S. 41–43.

¹⁴ Die Begriffe erklären sich im wesentlichen selbst; Übergänge sind durchaus fließend. Zur Erläuterung ebd.

¹⁵ Ebd., S. 55.

¹⁶ Max Weber, *Die drei reinen Typen der legitimen Herrschaft*, in: Ders., *Soziologie, Weltgeschichtliche Analysen, Politik*, hrsg. von Joachim Winckelmann, Stuttgart 1956, S. 151–166.

1. Androhung oder Anwendung von Zwang: Jede Truppe kennt disziplinarische Maßnahmen zur Durchsetzung des Gehorsams, Ahndung von Fahnenflucht usw. Die Mittel sind aber nur dann wirksam, wenn eine Mehrheit oder maßgebliche Minderheit hinter der Kriegführung steht.
2. Herstellung eines Zusammenhangs zwischen Kriegszielen und einer als legitim anerkannten Ordnung: Die Mobilisierung wird optimiert, wenn die Kämpfenden überzeugt sind, für eine gute und gerechte – respektive: die eigene – Sache ihr Leben aufs Spiel zu setzen.

Jede Kriegführung sollte über Soldaten verfügen, die sich zu einem hohen Grad mit dem Krieg identifizieren. Krieg muß als im Sinn der legitimen Ordnung liegend akzeptiert werden, sei es daß die Ordnung den Krieg von sich aus als gut und gerecht erscheinen läßt, sei es daß propagandistisch nachgeholfen wird. So ist nicht immer leicht auszumachen, wieweit sich eine Führung eines Normensystems rein utilitaristisch nur als einer »Ideologie« bedient – oder ob »Propaganda«, »Inszenierung« und »Ideologie« lediglich Größen sind, die sich ex post aus der nomothetischen Perspektive des Historikers rekonstruieren lassen.

Letztlich fragt sich, *wie* die Ordnung garantiert wird (affektiv, religiös, wertrational, durch Konvention oder Recht), die den Bezugsrahmen zur Kriegführung bildet. Da sie unmittelbar mit den Mobilisierungsmechanismen zusammenhängt, können diese umgekehrt wesentlich zur Erhellung von Zusammenhängen des Gesellschaftssystems beitragen. Ist Krieg die Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln, wie idealiter in der revolutionären *levée en masse*, ist Mobilisierung vorwiegend über rationale (zweck-, wertrationale) Integrationsmuster zu leisten. Der Wille zum Krieg ist Produkt politischen Kalküls (Zweckrationalität) und normativer Orientierungen (Wertrationalität), der »kriegerische Genius« vereint *courage d'esprit* und Geistesgegenwart mit Pflichtgefühl, Treue, Disziplin¹⁷. Andere Einflußgrößen (etwa die affektuelle Bindung an einen Feldherrn – Napoleon) können dann zwar auch eine Rolle spielen, aber doch eine untergeordnete. Dagegen treten solche persönlichen Bindungen in Gesellschaften, die wesentlich auf Gefolgschaftstreue beruhen (z.B. germanische Stämme der Völkerwanderungszeit) weitaus stärker hervor. In wieder anderen Fällen geben religiös oder anders traditionell verwurzelte Handlungsmuster den Ausschlag (wie auf der Osterinsel, wo permanente Kriegführung bis zur völligen physischen Vernichtung des Gegners offenbar als Normalzustand akzeptiert war¹⁸, Krieg also gleichsam zur kulturellen Identität gehörte).

Im handlungstheoretischen Koordinatensystem lassen sich, wenn auch nicht immer eindeutig, Motivationslagen der verschiedenen am Krieg beteiligten Gruppen lokalisieren. Als dominante, sich ergänzende Integrationsmechanismen treten hervor: Mobilisierung kraft

1. traditioneller Handlungsmuster (Brauch, Sitte, Ritus, Religion).
2. affektiver Handlungsmuster (Gefühlsregungen, personale Bindungen).
3. rationaler Handlungsmuster (Wirtschaft: Gewinnchancen, Politik).

Die Beispiele von Assur, Athen und Rom, die, jedes auf seine Art, zu militärischen Großmächten reiften, illustrieren, welch vielfältige Möglichkeiten bereits prämodernen Gesellschaften zur Kriegsmobilisierung und -legitimierung zur Verfügung standen.

¹⁷ Vgl. Clausewitz, Vom Kriege (wie Anm. 1), S. 32–45.

¹⁸ Vgl. Keegan, History (wie Anm. 4), S. 24–28.

Handeln im Auftrag der Götter: Krieg in Assyrien

Das altorientalische Großreich der Assyrer, im folgenden kurz »Assur« genannt, kennzeichnete über mehr als ein Jahrtausend eine außerordentliche innere und äußere Dynamik. Die Assyrer unterwarfen sich, ausgehend vom Kerngebiet um die Städte Assur und Ninive am oberen Tigris, in drei Anläufen¹⁹ zunächst das nördliche Mesopotamien und expandierten in der Folge (ab ca. 859 v. Chr.) bis in das Gebiet des heutigen Iran im Osten und bis an die Mittelmeerküste, gar bis Ägypten im Westen. Seinen Kulminationspunkt erreichte das territoriale Ausgreifen unter dem König Tiglatpileser III. (744–727 v. Chr.), der erstmals direkten Zugriff auf entfernte Gebiete Syriens und Palästinas suchte (vgl. Karte S. 303). Assur überzog die unterworfenen Territorien mit einem gestaffelten System von Abhängigkeiten und Tributleistungen. Der Kontrolle diente ein ausgefeilter bürokratischer und militärischer Apparat. Ähnlich anderen Großreichen (Rom, Kalifat, Osmanisches Reich) geriet Assur mit wachsender Ausdehnung in einen Teufelskreis – Überforderung der Ressourcen, Zwang zu weiterer Expansion, Überdehnung der Herrschaft –, der nach einer kurzen Phase der Agonie in die Zerschlagung des Reiches durch seine Nachbarn (Meder und Babylonier, 606 v. Chr.) mündete.

Zum ersten Mal in dieser Deutlichkeit²⁰ schien eine ganze Gesellschaft ausgerichtet auf Kriegführung: Krieg sicherte die Existenz, den sozialen Zusammenhalt und war schließlich wesentliche Grundlage des assyrischen Normensystems. Und jeder Krieg zog unausweichlich neuen Krieg nach sich. Darstellungen zeigen den assyrischen König vorzugsweise als Feldherrn, Tributeintreiber oder, gleichsam als veralltäglichte Variante kriegerischer Bewährung, bei der Jagd. Unverhohlene Aggressivität ist auch ein Grundmotiv der assyrischen Texte²¹. Geradezu genüßlich werden an Unterworfenen begangene Greuelthaten geschildert, spricht aus jeder Zeile das Bewußtsein assyrischer Überlegenheit.

¹⁹ Altassyrisches Reich (18. Jh. v. Chr.); Mittelassyrisches Reich (ca. 1363–1077 v. Chr.); Neuassyrisches Reich (ca. 950–606 v. Chr.). Ausgangsbedingung für wiederholte großräumige Expansion war die strategische Lage Assurs am Handelsweg zwischen Mittelmeer/Anatolien und Mesopotamien.

²⁰ Strukturell ähnliche Züge wie das Neuassyrische Reich weisen grundsätzlich auch das Alt- und Mittelassyrische Reich sowie bereits das noch frühere Akkad-Reich mit Zentrum in Südmesopotamien im 3. Jahrtausend auf. Auch hier konvergierten, durch Quellen freilich nicht so gut belegt, Expansion, Herrschaft und Ideologie in ähnlich markanter Weise. Zu Akkad: Mario Liverani, *Akkad: The First World Empire. Structure, Ideology, Traditions*, Padova 1993.

²¹ Hier an Editionen zu Rate gezogen (verwendete Abkürzungen – alle Quellenverweise beziehen sich, wie in der Altertumswissenschaft üblich, auf Textparagrafen): Die Inschriften Asarhaddons Königs von Assyrien. *Archiv für Orientforschung*, Beih. 9, hrsg. von Riecke Borger, Graz 1956 (AfO 9); Eckart Frahm, *Einleitung in die Sanherib-Inschriften*. *Archiv für Orientforschung*, Beih. 26, Wien 1997 (AfO 26); *Assyrian Royal Inscriptions*, 2 vols., ed. by Albert Kirk Grayson, Wiesbaden 1972–1976 (Grayson ARl); *Assyrian Rulers of the Third and Second Millennia B.C.*, ed. by Albert Kirk Grayson, Toronto 1987 (RIMA 1); *Neo-Assyrian Treaties and Loyalty Oaths*. *State Archives of Assyria*, ed. by S. Parpola and K. Watanabe, Helsinki 1989 (SAA 2); H.W.F. Saggs, *The Nimrud Letters*, in: *Iraq* 17, S. 21–56 und 126–160 (Saggs Iraq); *The Inscriptions of Tiglath-Pileser III, King of Assyria*, ed. by Hayyim Tadmor, Jerusalem 1994 (Tadmor).

Basis aller imperialen ›Ideologie‹ der Assyrer – wie übrigens der meisten frühen Imperien – war, wie der Assyriologe Mario Liverani überzeugend herausgearbeitet hat, eine konsequent dualistische Weltbetrachtung: Hier die Assyrer, das assyrische Land, die assyrischen Götter, dort das Andere, Fremde, eine Quelle von Chaos und Bedrohung²². Das Ungleichgewicht zwischen Hier und Dort, Zentrum und Peripherie gab den Assyrern jedes Recht, Krieg zu führen und in der Wahl der Mittel mit äußerster Brutalität zu verfahren. Führten sie Krieg, so geschah das unter der Ägide der Götter, vor allem des Reichsgottes Assur, der den Auftrag zum Krieg gab und die Kriegführung sanktionierte²³. Krieg griff so in die tiefsten Sphären der Religion, war ›Gottesdienst‹, Dienst an den Göttern im wortwörtlichen Sinn.

Man kann, mit Liverani, die assyrische Herleitung des Kriegs aus der Religion als Ideologie auffassen und primär die funktionalen Aspekte hervorheben. Gewiß diente die Legitimation des Kriegs durch göttlichen Willen sozialer Kohäsion und mobilisierte Bevölkerungsgruppen zum Krieg, die kein ›natürliches‹ Interesse daran haben konnten²⁴. Gewiß war Krieg auch ein Mittel, das wirtschaftliche Überleben Assurs sicherzustellen, und wurde, je länger die Expansion anhielt, immer mehr zum Automatismus, aus dem auszuscheren unmöglich wurde. ›Kriegsideologie‹ war also sicher auch ein Imperativ, der sich aus politischen und wirtschaftlichen Erfordernissen speiste – aber eben nicht für die Zeitgenossen, die, vom Sklaven bis zum König selbst, nach den Kategorien des gegebenen Normensystems urteilten und handelten²⁵.

Folgerichtig scheint in den Quellen immer wieder das Motiv der gerechten Ordnung durch, die es auf Geheiß der Götter wiederherzustellen gilt. Krieg ist das alleinige Mittel dazu. Tritt eine Störung der Ordnung ein, etwa durch Abfall eines Vasallen, ist der assyrische König als Garant der Ordnung und gleichsam Vertrauensmann der Götter gefordert: König Assurbanipal (669–631 v. Chr.) brüstet sich (AfO 9, 60 f.), er habe Sidon, welches »das Joch meines Herrn Assur abgeschüttelt« habe, »wie ein Wasserschwall überwältigt und seine Mauern und Wohnstätten ausgerissen und ins Meer geworfen«. Seinen König Abdi-Milkutti, »der sich vor meinen Waffen aufs hohe Meer geflüchtet hatte, holte ich auf das Geheiß meines Herrn

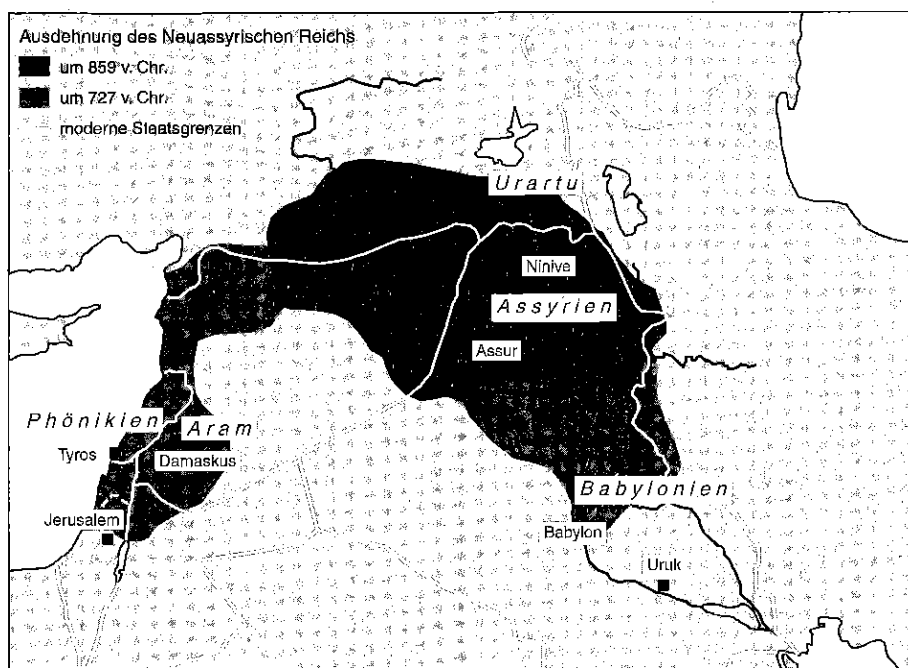
²² Vgl. Mario Liverani, *The Ideology of the Assyrian Empire*, in: *Power and Propaganda. A Symposium on Ancient Empires*, ed. by Mogens Trolle Larsen, Kopenhagen 1979, S. 297–317.

²³ Vgl. Busteny Oded, *War, Peace and Empire. Justifications for War in Assyrian Royal Inscriptions*, Wiesbaden 1992, 13 f.

²⁴ Liverani, *Ideology* (wie Anm. 22), S. 298: »Ideology has thus the function of facilitating the action, of overcoming the resistance; in the case of imperialism it has the aim of bringing about the exploitation of man by man, by providing the motivation to receive the situation of inequality as ›right‹ [...].«

²⁵ Zum wichtigen Aspekt der Genese »politischer Theologien« jetzt Jan Assmann, *Herrschaft und Heil. Politische Theologie in Altägypten, Israel und Europa*, München, Wien 2000. Assmann führt die Religionen Altmesopotamiens und Ägyptens unter dem Rubrum »primäre Religionen«: Wichtigstes Merkmal ist »Repräsentation«, die Bündelung von Herrschaft und Heil in der Person des Herrschers, der, von der Gottheit als ihr Repräsentant eingesetzt, (göttliches) Recht und (göttliche) Gerechtigkeit (in Ägypten: Ma'at) verkörpert. Unter den Bedingungen »primärer Religion« ist die Unterscheidung zwischen politischer und religiöser Ordnung nicht möglich, weil alle Ordnung als solche religiös fundiert und heilig ist. Das ist eine Einheit, die nicht durch dogmatische Ineinssetzung hergestellt, sondern durch Nichtunterscheidung vorgegeben ist.« (ebd., S. 35). Allen Handelnden in Assur war so die Möglichkeit, zu einer »funktionalen« Auffassung von Religion zu gelangen, von vornherein verstellt.

Assur wie einen Fisch aus dem Meere heraus und schlug ihm den Kopf ab«. Die durch Abdi-Milkuttis Abfall gestörte Ordnung brachte Assurbanipal als Werkzeug der Götter wieder ins Lot. Chiffre für die gerechte Ordnung ist immer wieder »das Joch« des Reichsgotts Assur, dem sich zu entziehen die entschiedene militärische Intervention des Königs provozieren muß.



So sind Verweigerung von Tributen, Bruch des Loyalitätseids und Versagen der Heeresfolge, indem sie die sakrale Ordnung treffen, Angriffe auf die Götter. Der König, oberster Diener der Götter und zugleich ihr Repräsentant bei den Sterblichen, hat unverzüglich tätig zu werden. Das dualistische Prinzip kennt nur Freund oder Feind, Vasall oder Gegner: Im Fremden konnte man nichts als den Vasallen erblicken, der sich der Ordnung einzugliedern hatte. König Salmanassar II. eroberte Urartu, denn »der Gott Assur gab mir Szepter, Waffe und Stab, um über die Schwarzhäuptigen zu herrschen, und gewährte mir die wahre Krone der Herrschaft; zu dieser Zeit, dem Jahr meiner Thronbesteigung, rebellierte das Land Urartu gegen mich« (RIMA 1, 183, 22–28). Urartu, ein ab dem 9. Jahrhundert in der heutigen Südosttürkei expandierender Staat, hatte zuvor außerhalb des assyrischen Machtbereichs gelegen, aber Assurs Ordnung war nicht an ein Territorium gebunden. Sie war universal, als Weltherrschaft konzipiert: Der assyrische König war »der König der Gesamtheit der ganzen Welt, unter Einschluß aller Fürsten, der die Unbeugsamen sich verbeugen läßt, der über alle Völker herrscht« (Grayson ARI 2, 540). Jeder gewonnene Krieg brachte die Welt der universalen gerechten Ordnung ein Stück näher.

Doch konnte sich das Prinzip göttlicher Sendung unvermittelt auch nach innen, gegen den König selbst wenden: dann nämlich, wenn er offensichtlich nicht mehr im Einklang mit der gerechten Ordnung agierte. Der Usurpator Sargon II.

(721–705 v. Chr.) begründete seine Erhebung gegen Salmanassar V. (726–721 v. Chr.) mit den Sünden des Vorgängers gegen den Gott Assur und seine Stadt (Saggs, Iraq, 37, 15). Der Wille der Götter konnte so auch als Legitimierung des Bürgerkriegs erhalten, bei der vergleichsweise starken Verwurzelung des dynastischen Prinzips die einzige Möglichkeit für Usurpatoren, gegen einen regierenden Herrscher zu mobilisieren.

Der feste Glaube an *manifest destiny* Assurs und besonders seiner Militärmacht bewies über die Jahrhunderte ein außerordentliches Beharrungsvermögen und überdauerte auch die verschiedenen Zäsuren und Krisen. Die aggressiv-kriegerische Theologie bildete gerade einen soliden Grundstock kollektiver Identität, entstanden offenbar in der Frühphase Assurs als eines bedrohten Mittelstaats an der nördlichen Peripherie Mesopotamiens. So klingen immer wieder dieselben Rechtfertigungsmotive für Krieg an: Schon Šamši-Adad I., Zeitgenosse Hammurabis von Babylon (18. Jh.), prägte für das Altassyrische Reich die Formel, »unter dem Kommando des Gottes Assur« in den Krieg zu ziehen (Grayson ARI 1, 125, 157). Daß die eigentliche Kommandogewalt beim Reichsgott liegt, durchzieht die assyrischen Texte wie ein roter Faden. Sukzessive nimmt Assur Züge eines Kriegsgottes an, so die Bedeutung des Krieges im expandierenden Großreich unterstreichend²⁶.

Ist also die religiöse Herleitung kriegerischer Gewalt einerseits ein Moment der Stärke assyrischer Politik, so zeigen sich doch auch unverkennbar Schwachstellen, die sich zwangsläufig aus der Starre der legitimen Ordnung ergaben. Die Kontaktaufnahme zu Fremden setzte einen Automatismus in Gang, der bei der außenpolitischen Intransigenz Assurs alternativlos war: Stieß man auf bislang unbekannte Gruppen, so ließen sie sich nur als Untertanen, Vasallen, in die assyrische Herrschaftskonzeption integrieren. Besseres Kennenlernen, zumal dann, wenn die Fremden keine Neigung zeigten, sich dem assyrischen Druck zu beugen, erforderte Intensivierung der Herrschaft und stärkere Durchdringung: Assur mischte sich in die Thronfolge ein und etablierte Marionettenherrscher. In letzter Konsequenz folgte der Übergang zu direkter Herrschaft durch Provinzialisierung der betreffenden Gebiete.

Man kann das Vorgehen als planvolles, schrittweises Übergehen zu immer rationaleren, wirtschaftlicher und politischer Vernunft gehorchenden, Herrschaftsmethoden interpretieren²⁷, doch führte gerade das unbeirrte Festhalten an dem einmal eingeschlagenen Weg, das sich oft rationalen Erklärungsversuchen entzieht, geradewegs in den Untergang. Auf lange Sicht für Assur besonders verheerend, weil alle ökonomischen und demographischen Ressourcen überfordernd, wirkte sich die assyrische Westexpansion aus, an der sich der Primat der Reli-

²⁶ Vgl. Wolfgang Röllig, Assur – Geißel der Völker. Zur Typologie aggressiver Gesellschaften, in: Saeculum, 37 (1986), S. 116–128. Rölligs Darlegungen sind deshalb problematisch, weil nicht zwischen subjektiven und objektiven, ex post ermittelten, Kriegsmotivationen unterschieden wird: Geltungsstreben des Königs und ökonomische Erfordernisse stehen gleichberechtigt neben der religiösen Dimension. Unerwähnt bleibt, daß alle anderen Elemente (Prestige, Tribute, Beute) stets auf den religiösen Sinnrahmen bezogen sind. Plausibler, da konsequent »nomothetisch«, der Versuch Liveranis (siehe Anm. 24), zwischen ideologischem Überbau und ökonomischer Basis zu trennen.

²⁷ Vgl. Mario Liverani, Antico Oriente. Storia. Società. Economia, Bari 1988, S. 792–802. Ähnlich die Interpretation von Roland Lamprichs, Die Westexpansion des neuassyrischen Reiches. Eine Strukturanalyse, Neukirchen-Vluyn 1995.

gion für den assyrischen ›Imperialismus‹ exemplarisch verdeutlichen läßt: In das nach dem Ende der bronzzeitlichen Palastzentren (um 1200 v. Chr.) entstehende Machtvakuum an der Levante (gemeint ist die Küstenregion der heutigen Staaten Syrien, Libanon und Israel) stieß Assur zuerst unter Tiglatpilesar I. (um 1100) vor. Erstmals traten die Assyrer mit den Fürsten der politisch fragmentierten phönikischen Städte (Sidon, Byblos, Arados) in Kontakt, von denen sie »Tribut« erhielten (Grayson ARI 2, § LXXXVII, passim). Die Formulierung (»Tribut«) deutet bereits auf die Unfähigkeit der Assyrer, Außenbeziehungen anders als asymmetrisch wahrzunehmen. Dem Vorstoß Tiglatpilesars I. folgte keine reguläre Herrschaft über den Westen; vielmehr handelte es sich nur um ein razzienartiges Überfallunternehmen, das aber die geographische Kenntnis des Westens erheblich verbesserte.

Eine wirkliche Konfrontation ereignete sich erstmals bei Qarqar in Syrien, wo sich eine syrisch-aramäische Fürstenallianz einer zweiten Welle assyrischer Expansionsbestrebungen in der Region entgegenstellte und unterlag (853). Unter Adad-Nirari III. (810–783) intensivierte Assyrien sein Engagement in Syrien erneut, schwächte die Regionalmacht Aram-Damaskus und machte sich die Nachbarstaaten, darunter Israel, tributpflichtig. Eine dramatische Wende in der assyrischen Westpolitik trat erst unter Tiglatpilesar III. (745–727) ein: Assur annektierte das Reich Urartu (742), intervenierte in einem Thronfolgestreit in Samaria (743–740), eroberte die syrischen Kleinstaaten Arpad, Unqi (740) und Ulluba (738) und unterdrückte, nach eigenem Bekunden, eine Rebellion in Syrien mit Zentrum Aram-Damaskus (738–731). Wenig später inthronisierte wohl noch Tiglatpilesar einen Marionettenherrscher im phönikischen Tyros (ca. 727).

Tiglatpilesar begründet seine militärischen Unternehmungen in der klassischen Diktion assyrischer Annalistik: »Sie planten Übles, sprachen aufrührerisch gegen Assyrien und begingen ununterbrochen [Lücke].« (Tadmor 113, 21). Dennoch ist sich der König des Neuartigen seiner ausgreifenden Eroberungspolitik bewußt: Er habe Völker unterworfen, »welche die Könige, meine Vorgänger, nicht besiegt haben« (ebd., 113, 17). Der Vorstoß zu neuen Grenzen setzt einen Automatismus von Konflikt und Eroberung in Gang: »Uassurme von Tabal [Tubal in Kappadokien] führte sich auf, als wäre er gleichen Ranges mit Assyrien und erschien nicht vor mir. [...] Hulli, einen Gemeinen, setzte ich auf seinen Thron.« (Tadmor 171, 14 f.). Es sind die Götter, deren Ordnung Asymmetrie zwischen Assur und den Fremden zwingend vorschreibt. Tiglatpilesar, »dessen Taten [die Götter] lieben und dessen Priesterschaft sie ersehnten« (ebd., 113, 13), band die Völker unter »das Joch Assurs, meines Herrn« (ebd., 45, 11). Assur, »der oberste Gott setzte ihn [Tiglatpilesar] über [Lücke] und setzte ihn ein, um die Widerspenstigen zu zerschmettern« (ebd., 97, 35).

Der Übergang von indirekter zu direkter Herrschaft, der sich im Westen unter Tiglatpilesar III. zu vollziehen begann, erscheint so weniger als Teil einer militärischen und politischen Konzeption denn als Imperativ der gerechten Ordnung: Assur muß, auf Geheiß der Götter, expandieren und zugleich im eigenen Machtbereich Herrschaft intensivieren. Jeder Fürst, jeder König, der nicht ins Schema paßt, weil er noch zuviel Autonomie besitzt, ist ein ›Rebell‹: einer, der nicht »das Joch« trägt. Die Unduldsamkeit dem Fremden gegenüber, tief in der Semantik assyrischer Kriegstheologie verwurzelt, treibt die assyrische Politik zuletzt in die Sackgasse, ja sie schließt die Formulierung einer eigentlichen Strategie, die Möglichkeit flexiblen Reagierens, grundsätzlich aus. Assur kann nur agieren, niemals reagieren.

Die assyrische Kriegführung im Westen unter Tiglatpilears Nachfolgern zielte namentlich auf die Kontrolle der phönikischen Küstenstädte, allen voran Tyros, der Metropole des mediterranen Fernhandels, für Assur Quelle unentbehrlicher Rohstoffe und Prestigegüter. Bis dato hatte eine Art symbiotischer Balance zwischen assyrischer Militär- und phönikischer Wirtschaftsmacht die Versorgung des Großreichs sichergestellt. Nunmehr, nach Einverleibung des syrischen Binnenlands, treten auch die Phöniker als diejenigen entgegen, die sich »dem Joch nicht beugen« (z.B. AfO 26, T 10, 26–30). Sie, als nun neue Peripherie Assurs, müssen zur Rason gebracht werden: Nachdem Tiglatpilear noch 727 die Autonomie des »Königreichs der Sidonier« (Tyros) anerkannt hatte, belagerten seine Nachfolger Salmanassar V. und Sargon II. die Stadt (ca. 724–720), blieben indes mangels Flotte erfolglos. So kam es offenbar neuerlich zu einem Arrangement, bis Sanherib, der Sohn Sargons (704–681), abermals massiv Druck auf Tyros ausübte: »Luli, den König von Sidon, warfen die Furchtbarkeit und der Schreckensglanz meiner Herrschaft nieder, und er floh in die Ferne mitten auf das Meer. [...] Ich setzte Tubalu auf den für ihn vorgesehenen Königsthron über sie [...]« (AfO 26, T 4, 32–35).

Sanheribs Handeln war alternativlos, denn er war »der große König, der mächtige König, König der Gesamtheit, König von Assyrien, König ohnegleichen, der (immerfort) betende Hirte, der die großen Götter fürchtet, [...] der Reif, der die Widerspenstigen umspannt, derjenige, der die Feinde niederblitzt.« (ebd., T 4, 1–3). Das Eintreten für die gerechte Ordnung, das »Joch«, trieb Assur in einen Krieg, den es, ungeachtet seiner erdrückenden militärischen Überlegenheit, auf Dauer nicht gewinnen konnte. Die Unfähigkeit, die tyrische Thalassokratie mit den Mitteln klassischer assyrischer Belagerungstechnik niederzuringen²⁸, nötigte Assur schließlich sogar einen regelrechten »Vertrag« mit König Baal ab (ca. 676), der den Phönikern ausdrücklich das Recht auf freien Handel zuerkannte, ihn mithin zu einer Art »Partner« erhob (SAA 2, § 5) – ein nach assyrischen Begriffen geradezu ungeheuerlicher Vorgang.

Die assyrische Westpolitik scheiterte letztlich im Konflikt zwischen normativen Vorgaben der Kriegstheologie, manifest im »Joch« des Reichsgottes, und faktischen ökonomischen und sozialen Bedürfnissen des Reichs und seiner Eliten, deren Kohäsion maßgeblich auf fortwährendem Umlauf von Luxus- und Prestigegütern beruhte, den wiederum nur die Phöniker als »Funktionsethnie« sicherstellen konnten. Die inkonsistente Politik gegenüber den phönikischen Städten brachte diesen für Assur unentbehrlichen Warenstrom zeitweise zum Versiegen. Die Begründung des Kriegs als göttlich legitimierten Handelns konfrontierte deshalb die Assyrer, je länger die Expansion andauerte, mit Widersprüchen, die sich aus dem Fundus vorgegebener Handlungsschemata nicht lösen ließen. Assur wurde so letztlich, mit der maßlosen Überdehnung seiner Ressourcen, zum Opfer gerade jener Triebkraft, die zuvor seinen Aufstieg aus kleinen Anfängen ermöglicht hatte.

²⁸ Während der Belagerung durch Sargon II. (ca. 720) meldete der assyrische Befehlshaber vor Ort dem König: »Alle Kais sind voll von Leuten. Seine Untertanen [des Königs von Tyros], die darauf sind, betreten und verlassen die Lagerhäuser, geben und nehmen im Tauschhandel, steigen das Libanongebirge herauf und herab, das Tyros gegenüberliegt, wie sie belieben, und sie haben Holz herabgeführt [...]« (Saggs Iraq 2715).

Krieg als politisches Handeln im klassischen Athen

Krieg gehört gleich mehrfach in die Reihe sinnstiftender Strukturelemente der griechischen Polisgesellschaft. Nicht nur leitete die Polis, der Personalverband des griechischen Stadtstaats, ihre Existenzberechtigung zum wesentlichen aus ihrer Schutzfunktion als Verteidigungsgemeinschaft ab; auch der Einzelne begründete mit seinem Status als Krieger, zunächst als aristokratischer Einzelkämpfer, dann als Hoplit²⁹, seinen Anspruch auf politische Teilhabe. Offenbar grundverschieden von Assur war die Verankerung des Kriegs in der griechischen Gesellschaft.

Wesentlich ist zuerst, daß, in deutlichem Gegensatz zu Assur und den meisten Gesellschaften des Orients, in der Polis die Entscheidung über Krieg oder Frieden bei den Kriegführenden selbst lag, nicht erst mit der attischen Demokratie, sondern schon früh, mit der Konstituierung der Polis als Gemeinschaft der Kämpfenden. ›Staatstragend‹ waren von jeher alle Wehrfähigen, wie weit auch immer dieser Kreis gezogen sein mochte³⁰. Die soziale Kohäsion der Polis, anfangs außerordentlich schwach ausgeprägt, erwuchs erst allmählich aus der schrittweisen Überwindung interner Antagonismen.

Ein griechisches Spezifikum liegt weiter darin, daß man jenseits der Polisgrenzen weniger dem Fremden als dem eigenen Spiegelbild begegnete: Das Verhältnis von Identität und Alterität war, im politisch fragmentierten, kulturell aber weitgehend homogenen Horizont Griechenlands, ein entschieden anderes als im Orient, wo man sich von potentiell feindseligen Fremden umgeben sah. Es gab verschiedene Bezugsgrößen für Identität, fluktuierend zwischen dem Mikrokosmos des Oikos³¹ und der Gemeinschaft aller Hellenen. Ein dualistisches Freund-Feind-Schema wie in Assur konnte so innerhalb Griechenlands in der eindeutigen orientalischen Form gar nicht erst aufkommen³², die Wahrnehmung des Nachbarn war von Beginn an komplexer, vielschichtiger.

Das heißt nicht etwa, daß Feindseligkeiten unter Griechen weniger heftig, seltener oder gar ›zivilisierter‹ ausgetragen worden wären – gewachsene Erbfeind-

²⁹ Hoplitzen waren die seit dem 7. Jahrhundert als Schwerbewaffnete in Schlachtreihen (Phalanx) kämpfenden grundbesitzenden Bürgersoldaten, die sich die entsprechende Ausrüstung leisten konnten. Bis zur demokratischen Öffnung der Polis im 5. Jahrhundert, als die maritime Expansion Athens die Heranziehung auch der unteren, grundbesitzlosen Zensusklasse (Theten) zum Kriegsdienst in der Flotte erforderte, waren allein die Hoplitzen wehr- und damit politisch regimentsfähig. Der Übergang zur Hoplitzenphalanx markiert die zweite Stufe politischer Vergemeinschaftung in der Polis (nach der Aristokratenpolis im 8. Jahrhundert).

³⁰ Vgl. auch Aristoteles, Politik 7, 1329a: »Denn wer über die Waffen Herr ist, ist auch Herr darüber, daß die Verfassung bestehen bleibt oder nicht. Also wird die Verfassung diese politischen Aufgaben denselben übergeben [...]« (Übers. Gigon).

³¹ Der Oikos (wörtlich: ›Haus‹) war die wirtschaftlich idealiter autarke, landwirtschaftliche Hausgemeinschaft, bestehend aus dem Oikosherren, seiner Familie und Sklaven. Der Oikos blieb auch nach weitreichenden wirtschaftlichen Veränderungen in der klassischen Polis (Expansion von Handel und Gewerbe, ab ca. 500 v. Chr.) wirtschaftliche Grundeinheit und ideeller Bezugspunkt.

³² Gleichwohl war die universelle Polarisierung zwischen Freund (*phílos*) und Feind (*xénos*) auch in Griechenland fest verwurzelt. Nur liefen die Spannungslinien anders: Der noch Fremdere (die Perser) konnte ohne weiteres Bündnispartner gegen den Fremden (Athen) sein. Die fremde Polis war als Bündnispartner gegen den Gegner im internen Konflikt (*stásis*) stets gesucht und willkommen.

schaften zwischen Poleis (Sparta und Argos, Theben und Athen), stetig virulente Konfliktherde und oft über nichtige Anlässe ausbrechende Konfrontationen künden vom Gegenteil. Angesichts dessen, daß das klassische Athen in zwei von drei Jahren Krieg führte, läßt sich, zumindest für bestimmte Phasen der griechischen Geschichte, sehr wohl von einer »guerre endémique«³³ sprechen.

Die Gründe für die Verbreitung kriegerischer Konflikte sind so vielschichtig wie die politische Geschichte des antiken Griechenland selbst. Immer wieder wird mit Recht auf die Wettbewerbsethik, das »Agonale« (griech. *agón* – Wettkampf), verwiesen, das den Umgang der Griechen miteinander auf allen Ebenen prägte³⁴ und Konflikten im Innern wie nach außen nachhaltig Vorschub leistete. Es ließ sich auch ins Negative wenden: Gekränkte Ehrsucht verlangte nach Rache, einem weiteren elementaren Bestandteil griechischer Mentalität³⁵. Rache war stets legitimer Kriegsgrund, noch Philipp II. und Alexander der Große propagierten ihren Persienkrieg als »panhellenischen Rachefeldzug«. Zum Wettbewerb um Rang und Prestige trat das Konkurrieren um Ressourcen, besonders um Ackerfläche, Vieh und Wasser, knappen Gütern im Naturraum Griechenland. Bereits der erste historisch faßbare bewaffnete Konflikt zwischen zwei Poleis, der Krieg zwischen Chalkis und Eretria auf Euböa (ca. 700–650 v. Chr.), entbrannte um die fruchtbare Lelantinische Ebene (Strabon, Geographie 10, 1, 12). Karl Marx sieht im Krieg des Altertums »die große Gesamtaufgabe, die große gemeinschaftliche Arbeit, die erheischt ist, sei es um die objektiven Bedingungen des lebendigen Daseins zu okkupieren, sei es um die Okkupation derselben zu beschützen und zu verewigen«³⁶.

Alle Motive, agonales Sich-messen-wollen, Rache- und Beutefeldzug, treten bereits in Epos und früher Dichtung deutlich zutage. Die gesamte Ilias handelt im Spannungsfeld von verletztem Ehrgefühl (*timé*) und Satisfaktion. Der Krieg ist die Rache des Menelaos für den Raub der Helena, Achill rächt sich für die ehrabschneidende Wegnahme der Gefangenen Briseis durch Fernbleiben vom Kampf. In seinen Jugenderinnerungen schildert Nestor einen Konflikt zwischen Pylos (Stadt auf der südwestlichen Peloponnes) und Elis (Stamm auf der nordwestlichen Peloponnes):

»zu den Zeiten, als wir die Fehde mit Elis erhoben wegen des Rinderraubes [...]. Reichliche Beute trieben wir dort aus dem Felde zusammen, fünfzig Herden von Rindern und ebenso viele von Schafen, Schweinehaufen so viel und schweifende Herden von Ziegen; auch an bräunlichen Rossen gewannen wir hundertundfünfzig, Stuten alle, darunter viele mit Fohlen am Euter. Alle trieben wir jetzt hinein zur neleischen Pylos, nachts an die Feste gelangend, und herzlich freute sich Neleus [...].« (Homer, Ilias 11, 671–385).

³³ André Bernard, *Guerre et violence dans la Grèce antique*, Paris 1999, S. 214. Noch drastischer Jean-Pierre Vernant, *Introduction*, in: *Problèmes de la guerre en Grèce ancienne*, ed. par Jean-Pierre Vernant, Paris 1999, S. 13: »La paix, ou plutôt le trêve, s'inscrivant comme les temps morts dans la trame toujours renouée des conflits.« Contra Meier, *Rolle des Krieges* (wie Anm. 8), S. 561 f., mit Verweis auf klare zeitliche und saisonale Beschränkung des Krieges und die rituelle Markierung von Anfang und Ende (»eine Unterbrechung dessen, was die Regel war, nämlich des Friedens.«).

³⁴ Vgl. etwa Elke Stein-Hölkeskamp, *Adelskultur und Polisgesellschaft. Studien zum griechischen Adel in archaischer und klassischer Zeit*, Stuttgart 1989, S. 120; Hans-Joachim Gehrke, *Jenseits von Athen und Sparta. Das Dritte Griechenland und seine Staatenwelt*, München 1986, S. 51.

³⁵ Vgl. Hans-Joachim Gehrke, *Die Griechen und die Rache. Ein Versuch in historischer Psychologie*, in: *Saeculum*, 38 (1987), S. 121–149.

³⁶ Karl Marx, *Grundrisse der Kritik der politischen Ökonomie*, in: *Ders. und Friedrich Engels, Werke*, Bd 42, Berlin 1983, S. 386.

Hier überkreuzen sich Rache- und Beutegedanke; der Gesichtverlust ob des Rinderraubes wird ebenso groß gewesen sein wie der ökonomische Schaden – beides verlangte nach Ausgleich und machte den Krieg unvermeidlich. Beutekriege in Form razzienartiger Vorstöße gehörten, wie praktisch überall in segmentären Gesellschaften, zum Alltag im Zeitalter des aristokratischen Einzelkämpfers. Daran änderte sich auch mit dem Übergang zur Hoplitenphalanx zunächst wenig: Kallinos von Ephesos, in dieser Umbruchphase (um 650) schreibender Dichter und Aristokrat, benennt die Verteidigung von Haus und Hof als legitimen Fehdegrund: »Ehrenvoll (τιμῆν) ist's ja und glänzend (ἀγλαόν) zugleich für den Mann, wenn er streitet um sein Land, seine Söhn' und sein ehelich Weib gegen die Feinde!« (Kallinos, 1 West, 6–8, Übers. Latacz).

Bei der herrschenden Ethik bedarf es für den Einzelnen zum Ergreifen der Waffen nur gewisser »auslösender Reize«. Es gilt das Recht des Stärkeren; jeder steht für sich, wirtschaftliche Interessen, die *timé* seiner selbst – oder aber der *philoí* – ein. Wer sich nicht verteidigen kann, geht zum Besitz auch der Ehre verlustig. Ehrlös ist auch, wer den Freund im Stich läßt. Konflikt entsteht so mit der Selbstverständlichkeit eines mafiösen Bandenkriegs im Zeichen der *vendetta* – Auge um Auge, als fortwährende Reziprozität in solidarischer Hilfe und im Antun von Leid³⁷. Daran änderte auch, bei aller sonstigen Bedeutung, die Entstehung einer breiteren, zunehmend institutionalisierten und verrechtlichten Solidargemeinschaft, der Polis, nichts Wesentliches, blieb sie doch latent durchzogen von Spannungslinien, die sich häufig im Bürgerkrieg (*stásis*) entluden. Nach außen blieben die zwischenstaatlichen Beziehungen, ungeachtet aller Versuche, hier vertragliche Regulative zu schaffen, faktisch ein rechtsfreier Raum, in dem die Spielregeln von Prestige und *timé* unverändert fortgalten.

Etwa eine Generation nach Kallinos dichtet der Spartaner Tyrtaios, bezeichnenderweise zur Zeit des Zweiten Messenischen Kriegs (ca. 620–600 v. Chr.), in dem die Spartaner die Nachbarlandschaft Messenien unter größten Anstrengungen endgültig unterwarfen und deren Bevölkerung zu Leibeigenen machten: »tot sein nämlich ist schön, wenn man vorn bei den Ersten gefallen als braver Mann um seine Vaterstadt im Kampf.« (Tyrtaios, 10 West, 1 f., Übers. Latacz). Das Sterben als Hoplit für die und in der Gemeinschaft, versehen mit der Gloriole von Süße und Unvergänglichkeit, erhielt seinen unverrückbaren Platz in der Polis-Ethik³⁸. Gerade »in der Todesbegegnung, im Trotz der Todesbereitschaft und im Rausch des Überlebens«³⁹ schuf sich die werdende Polis-Gesellschaft eine stabilisierende soziale Klammer. Zu den primär affektuellen Motivationskategorien der Frühzeit (*timé*, Rache, Solidarität aus Freundschaft) trat so, an der Schwelle zum 6. Jahrhundert, der überwiegend wertrational verankerte Glaube an den Eigenwert des Gemeinwesens, das den Einsatz des eigenen Lebens verlohnte.

Namentlich die Athener experimentierten mit der neuen, aber weiterhin prekären Polis-Ethik in einem Prozeß des *trial and error* in einzigartiger Weise und brachten so schließlich die Demokratie hervor. Der auf Ausgleich bedachte Gesetzgebungsversuch des athenischen Staatsmanns Solon (594/93 v. Chr.) scheiterte noch an der Unüberwindbarkeit aristokratischer Wettbewerbsethik. Auch die Tyrannis des Peisistratos und seiner Söhne Hipparch und Hippias (561–510 v. Chr.)

³⁷ Gehrke, Rache (wie Anm. 35), S. 130–133, spricht von »Erwiderungsmoral«.

³⁸ Vgl. Stein-Hölkeskamp, Adelskultur (wie Anm. 34), S. 124 f.

³⁹ Walter Burkert, *Homo necans*, Berlin 1972, S. 59.

konnte die Spannungen nur vorübergehend einfrieren, wirkte sich aber im Ergebnis gemeinschaftsstiftend aus. Erst der Zug, der mit den Reformen des Kleisthenes (509–507) nach der Überwindung der Tyrannis ins Rollen gebracht war, der von Christian Meier so bezeichnete »Trend zur Isonomie«, zur Gleichgesetzlichkeit, setzte jene Dynamik frei, welche die Athener praktisch über Nacht zu Herren der Ägäis machte. Wie war das möglich?

»Die Athener waren stark geworden. Das bürgerliche Recht des freien Wortes für alle ist eben in jeder Hinsicht, wie es sich zeigt, etwas Wertvolles. Denn als die Athener von Tyrannen beherrscht wurden, waren sie keinem einzigen ihrer Nachbarn im Kriege überlegen; jetzt aber, wo sie frei von Tyrannen waren, standen sie weitaus an der Spitze. Daraus ersieht man, daß sie als Untertanen, wo sie sich für ihren Gebieter mühten, sich absichtlich feige und träge zeigten, während jetzt nach ihrer Befreiung ein jeder eifrig für sich selber schaffte.« (Herodot, Historien 5, 78, Übers. Feix).

Herodots scheinbar einfache Erklärung für den Wandel trifft den Kern: Seit Kleisthenes und mehr noch seit dem Sieg über die Perser verknüpfte jeder Bürger sein individuelles Interesse aufs engste mit der Polis, auch und gerade mit den Früchten von deren Siegen⁴⁰. Militärischer Erfolg der Gemeinschaft ließ sich unmittelbar in Wohlstand, ja: Macht des Einzelnen ummünzen. Athen besetzte, zum ersten Mal 506 nach einem Sieg über das nahe Chalkis, dessen Ländereien und siedelte dort 4000 Militärkolonisten (Kleruchen) an (Herodot, Historien 5, 77). Nicht der Krieg um Beute ist revolutionär, sondern die Tatsache, daß die Profiteure der Schicht der kleinen und mittleren Bauern – der ›Vielen‹ – entstammen.

Hier liegt der Schlüssel zum Verständnis der, für griechische Verhältnisse, unerhörten Expansivkraft des demokratischen Athen. Paradoxerweise brachte, wie es Herodot formuliert, gerade die Vereinzelnung der Interessen den Durchbruch zu ihrer Bündelung – und damit die Möglichkeit politischen Handelns der Polis als ganzer. Politisches Handeln par excellence ist der Krieg, die ›Arbeit‹ des Hopliten in der Phalanx wie des Theten, des grundbesitzlosen Lohnempfängers, in der Flotte⁴¹. Entsprechend verließ die Kriegführung die konventionellen Bahnen des Kräfte-Messens. Sollte Krieg die Lebenssituation des attischen Demos wirklich verbessern, mußten seine Resultate von Dauer sein, mußte Athen eine hegemoniale Stellung anstreben, wie es sie mit der Errichtung des Seebundes erreichte.

Kein Konflikt veranschaulicht diese Entwicklung besser als der Peloponnesische Krieg, zugleich Höhe- und Schlußpunkt des attischen Seereichs. Die rivali-

⁴⁰ Vgl. Peter Spahn, Individualisierung und politisches Bewußtsein im archaischen Griechenland, in: Anfänge politischen Denkens in der Antike. Die nahöstlichen Kulturen und die Griechen, hrsg. von Kurt Raaflaub, München 1993, S. 362.

⁴¹ Das ist es, was Jean-Pierre Vernant, Introduction (wie Anm. 33), S. 33, mit der Bemerkung, der Krieg sei das Politische selbst, meint (»La guerre n'est pas seulement soumise à la cité, au service de la politique; elle est le politique lui-même; elle s'identifie avec la cité, puisque l'agent guerrier coïncide avec le citoyen, qu'il se manifeste comme guerrier en tant qu'il est un agent politique ayant pouvoir de régler, à part égale, les affaires communes du groupe.«). Christian Meiers Kritik daran – Meier, Rolle des Krieges (wie Anm. 8), S. 561: »Vor allem ist es doch wohl grotesk, den Krieg mit dem Politischen zu identifizieren.« – geht ins Leere, unabhängig davon, daß Bürgerschaft und Armee unterschiedlich strukturiert waren und in Krieg und Frieden je unterschiedliche Handlungsnormen vorwählten. Entscheidend ist die Identität der Interessen von Bürger und Krieger und die Tatsache, daß die Entscheidung zum Krieg den politischen Willen der ›Vielen‹ artikuliert.

sierenden Großmächte Sparta und Athen mit ihren jeweiligen Bündnissystemen (Peloponnesischer Bund bzw. Delisch-Attischer Seebund) kämpften mit Unterbrechungen nahezu dreißig Jahre um die innergriechische Hegemonie (431–404 v. Chr.). Geradezu ein Manifest des politischen Krieges ist die erste Rede des athenischen Staatsmannes Perikles⁴² in Thukydides' Geschichte des Peloponnesischen Krieges, gehalten vor der Volksversammlung unmittelbar vor Kriegsausbruch: Krieg ist; Ausdruck des »Könnens-Bewußtseins« (Christian Meier) der Athener, rational bis ins Detail planbar, die Konfrontation mit Sparta unausweichlich (Thukydides 1, 140). Perikles' Ziel ist von langfristiger, strategischer Natur: »Es schickt sich für euch, die angesehene Stellung, die unsere Stadt als gebietende Macht genießt und auf die ihr stolz seid wie kein andres Volk, aufrechtzuerhalten und keine Mühe deswegen zu scheuen«, so Thukydides (2, 63) in der dritten Perikles-Rede (Übers. Horneffer). Um nichts Geringeres als den Seebund, Grundlage von Wohlstand und Machtstellung Athens, geht es. Zu seiner Sicherung bedarf es der strategischen Konsequenz eines Perikles, unter Hintanstellung aller kurzfristigen Bedürfnisse und Gefühlsregungen: »Wir müssen unsere persönlichen Leiden verschmerzen und uns für die Rettung des Ganzen einsetzen.« (Thukydides 2, 61). Die Rede ist ein einziger Appell an den Durchhaltewillen der Athener, bei denen in schwieriger Lage (Verheerungen Attikas durch die Peloponnesier; Wüten der Pest in der von Flüchtlingen dicht bevölkerten Stadt) Widerstand gegen das strategische Kalkül des Perikles aufkeimt.

Daß es Perikles gleich zweimal (Thukydides 1, 145; 2, 64) gelingt, die Mehrheit der Volksversammlung auf seine Seite zu ziehen, ist keineswegs selbstverständlich. Immerhin setzte sein Kriegsplan eine Einsicht in die Zusammenhänge der Großen Politik, speziell die Grundlagen des Seebunds, voraus, wie man sie dem athenischen Hopliten oder Theten kaum zutrauen mag. So grenzt es an ein Wunder, daß die Mehrheit den unbequemen Weg, den Perikles zu unterbreiten hatte, einem schnellen Ausgleich mit Sparta vorzog. Natürlich beherrschte Perikles virtuos die Klaviatur des Wertekanons der Polis, der sich seit Tyrtaios kaum wesentlich verändert hatte. Alle Motive klingen lehrbuchhaft in der wiederum von Perikles gehaltenen Gefallenenrede (Thukydides 2, 35–46) an: Verklärung des Heldentods und Hingabe für die Vaterstadt; Rache an den Feinden; Gerechtigkeit; schließlich: *agón*. All das sind schwerlich Hinzusetzungen durch Thukydides. Doch wäre der Appell an die Tugend (*areté*) vermutlich ungehört verhallt, hätte Perikles seinen Zuhörern nicht klargemacht, daß es um alles oder nichts ging, um die »Tyrrannis« (Thukydides 2, 63), jene Hegemonie also, die Athen mit dem Seebund errichtet hatte und von der die Athener, gerade die Ärmeren, so gut lebten.

Überhaupt ist frappierend, mit welcher unverfrorener Offenheit die Hegemonie der Athener, in bester machiavellistischer Manier, mit dem Recht des Stärkeren begründet wird. Eine attische Gesandtschaft konstatiert im widerspenstigen Melos schnörkellos: »Wir wissen doch beide nur zu gut, daß es bei Verhandlungen nur

⁴² Perikles (ca. 495–429 v. Chr.) schuf sich im Rahmen der attischen Demokratie eine fast monarchische Stellung (461 v. Chr.). In einer Serie von Kriegen, u.a. gegen Sparta und Persien (bis 449, 446/45 v. Chr.), setzte er die Anerkennung der attischen Seeherrschaft in der Ägäis durch. Den ursprünglich als Defensivbündnis gegen Persien gebildeten Attischen Seebund formte er zum Herrschaftsinstrument Athens über seine Bundesgenossen um. Perikles hielt die Auseinandersetzung mit Sparta um die Hegemonie in Griechenland für unvermeidlich und drängte Athen in den Peloponnesischen Krieg (431–404 v. Chr., mit Unterbrechungen). Vgl. Charlotte Schubert, Perikles, Darmstadt 1994.

dann Gerechtigkeit gibt, wenn beide unter dem gleichen Zwange stehen, daß dagegen die Überlegenen unternehmen, was möglich ist, und die Schwachen es ihnen zugestehen.« (Thukydides 5, 89). Das Ausschöpfen der Möglichkeiten, welche die Hegemonie bot, trug wesentlich bei zur Eigendynamik, die der Krieg, gerade durch die Unversöhnlichkeit der Athener, gewann. Häufig waren es ökonomische Verheißungen, die den Kampfesmut anstachelten⁴³, bisweilen auch die Lust an der Macht, wie im Fall von Melos, das sein Festhalten an der Neutralität bitter bezahlte (Thukydides 5, 116).

Doch gab es noch andere, elementarere Motive, den Krieg zu verlängern und alle Gelegenheiten zu seiner Beendigung ungenutzt verstreichen zu lassen. Immer wieder in entscheidenden Phasen verschränkte sich der Krieg mit der athenischen Innenpolitik und bot Raum für die Entfaltung von Demagogen, die, von der Welle der Kriegsbegeisterung getragen, diese zugleich immer wieder neu aufpeitschten. Praktisch alle athenischen Staatsmänner der Kriegszeit – Kleon, Hyperbolos, Alkibiades, Peisandros, auch Perikles – waren als Politiker Geschöpfe des Krieges, verbanden ihr politisches Schicksal mit ihm. Sie machten sich mit ihrer populären Kriegspolitik zu Sklaven des »Herrn Demos«, wie der Komödiendichter Aristophanes in den »Rittern« formuliert, und schufen sich zugleich unerhörte politische Spielräume.

Die politische Satire des Aristophanes führt mitten in die politischen Grabenkämpfe im Athen des ersten Kriegsjahrzehnts. Der Kriegspolitiker Kleon (gest. 422 v. Chr.) ist nach Perikles' Tod Athens starker Mann, gegen ihn richtet sich die Polemik der Komödie. Stets dienstbereit und sich anheischig machend, dem – greisenhaft vertrottelten – Herrn Demos Honig um den Bart zu schmieren, hat der »Paphlagonier«, hinter dem sich Kleon verbirgt, das Gesetz des Handelns an sich gerissen. Er ist um keinen Betrug, keine Schurkerei verlegen, um sich dem Volk immer aufs neue als Führer anzudienen, und hat eine Interessenkoalition mit der »Dreiobolenzunft« (Aristophanes, Ritter 255), den staatlich besoldeten Richtern, geschmiedet: »In Arkadien wird fünf Obolen einst beziehen der Demos, wenn er standhaft bleibt.« (ebd., 798 f.) – der Paphlagonier-Kleon spielt, gleich Perikles als guter Sozialimperialist, genau auf die Zusammenhänge zwischen De-facto-Alimentierung von Bürgersoldaten und Polisfunktionsträgern und hegemonialer Machtstellung Athens an und kann sich immer wieder auf seinen Erfolg bei Pylos berufen, wo Athen spartanische Elitesoldaten festhält. Das ist Grund genug zum Weiterkämpfen, allen spartanischen Friedensführern zum Trotz.

Dem Paphlagonier erwächst in einem zweiten Demagogen, dem »Wursthändler« ein ebenbürtiger Widerpart. Er verheißt dem Demos all das, worauf er in langen Kriegsjahren verzichten mußte:

»Doch zieht er [der Demos] einst wieder aufs Land und wohnt bei den Seinen im Frieden und frischt sich

An Weizengraupen den Mut wieder auf, und trinkt er im Most sich vernünftig,
Dann wird er erkennen, welch köstliches Gut mit dem Solddienst du ihm verdorben;

Dann kommt er, ein grimmiger Bauer, zur Stadt und wirft an den Kopf dir die Steine.

⁴³ Nach Thukydides 6, 24 brachen die Athener voll Vorfriede auf die später so schmachvoll gescheiterte Sizilische Expedition (415–413 v. Chr.) auf: »Der große Haufe und der einfache Soldat aber dachten für den Augenblick an das Geld und für die Zukunft an den Machtgewinn, der auf ewige Zeiten Löhnung verhieß.«

Das weißt du, Betrüger, und deinethalb nur verrückst du den Kopf ihm mit Träumen!«

(ebd., 805–809, Übers. Seeger).

Der Wursthändler ist in der Wahl seiner Mittel nicht weniger zimperlich als der Paphlagonier, den er verleumdet und bestiehlt, um ihn beim Demos auszustechen. Aber er hat eine politische Alternative anzubieten und findet auf der Pnyx, dem Ort der Volksversammlung, Gehör. Schließlich sind da noch die Hintermänner des Wursthändlers, der Chor der »Ritter«. Sie, die jungen Aristokraten, stehen für den traditionellen Wertekanon der Polis, in dem die *pleonexía*, das Mehr-haben-wollen, als Kriegsmotiv keinen Platz hat: »Wir aber sind bereit, auch ohne Sold, wacker für die Stadt zu streiten und die Götter unsres Volks.« (ebd., 576 f.).

In der Komödie trägt der Wursthändler den Sieg davon und kann am Ende sogar die vom Paphlagonier versteckt gehaltenen Friedensnymphen einziehen lassen. Die politische Alternative hat das Gefallen des nun »junggekochten«, wieder auf die Werte der Väter eingeschworenen Herrn Demos gefunden. Aller Skepsis des Aristophanes zum Trotz – er stellt der politischen Urteilskraft des Demos nicht gerade ein Glanzzeugnis aus⁴⁴ – ist die Entscheidung über Krieg und Frieden eine eminent politische. Der Demos entscheidet, ebenso egoistisch wie rational, danach, wer ihm das bessere Essen vorsetzt – erst kommt das Fressen, dann die Moral, so mag man mit Brecht konstatieren. Die Frage ist, ob er nicht gerade damit seine politische Reife unter Beweis gestellt hat.

Die Vereinzelung der Interessen (wie Herodot sie schildert) und die Ablösung sinnstiftender normativer Grundmuster des Handelns durch wesentlich zweckrational bestimmtes, rein machtpolitisches Agieren (so ließe sich hinzufügen) machte Krieg und Frieden zum Gegenstand politischer Entscheidung, ja zum »Politischen« selbst. Traditionelle Herleitungen von Kriegsgründen nahmen sich da wie leere Phrasen aus⁴⁵. Es ist Sache einer eher konservativen Gruppe von Intellektuellen, die Bürger mit der Tradition, dem *nómos*, zu konfrontieren und das Gewinnstreben, die »Ehrsucht«, zu geißeln. Nie zuvor hatte Krieg soviel Öffentlichkeit, hatte seinen Sitz mitten im Leben der Agora, der Pnyx und des Theaters. Krieg erhielt damit auch zum ersten und für lange letzten Mal jene spezifische, von Clausewitz gemeinte Bedeutung, war als »absoluter Krieg« die Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln.

⁴⁴ Aristophanes, Ritter 191–193: »Regieren ist kein Ding für Leute von Charakter und Erziehung! Niederträchtig, unwissend muß man sein!« Und, ebd., 214–219: »Du hackst und rührst den Plunder durcheinander, hofierst dem Volk und streichst ihm süße Wörtchen wie ein Ragout ums Maul; du hast ja, was ein Demagog nur immer braucht: die schönste Brüllstimme, bist ein Lump von Haus aus, Krämer, kurzum – ein ganzer Staatsmann.«

⁴⁵ Rache: »Wohlan, ich schwöre Krieg den Peloponnesiern, für ewige Zeit, ich will sie schädigen zu Land und zu Wasser, bis ich sie vernichtet.« (Der Feldherr Lamachos in Aristophanes, Acharner 620–622); Bündnistreue: »Was für einen vernünftigen Grund könnten wir daher für uns selbst anführen und was für eine Entschuldigung, unseren Verbündeten drüben [den Bewohnern von Segesta auf Sizilien] nicht zu helfen? Wir sind dazu verpflichtet, da ein Eid uns bindet, und dürfen nichts dagegen einwenden, daß jene nichts für uns tun. Nicht damit sie Truppen hierherschicken, haben wir sie an uns herangezogen, sondern um unsere dortigen Feinde zu beunruhigen und zu verhindern, daß sie uns hier überfallen.« (Alkibiades in Thukydides 6, 18); Recht und Gerechtigkeit: »Darum, Lakedämonier, tretet ein für die Gesetze der Hellenen, die diese [die Athener] übertreten haben; sorget, daß wir ungerecht Gekränkten den gerechten Dank erhalten für unsere bereitwilligen Freundschaftstaten [...].« (Die thebanische Gesandtschaft in Sparta in Thukydides 3, 67).

Krieg und soziale Bindungen in Rom: Das Beispiel der späten Republik

»Die römische Sozialverfassung hat sowohl in ihrer (uns erreichbaren) Frühzeit wie späterhin ein Element in ungleich stärkerer Ausbildung entwickelt, welches in den hellenischen Stadtstaaten keineswegs gefehlt hat, dort aber schon in der Frühzeit, vollends aber in den Demokratien, weit zurückgetreten war: die feudale Klientel⁴⁶.« Wirklich ist die Intensität, mit der »Nah- und Treueverhältnisse«⁴⁷, *necessitudines*, neben der *clientela* noch ein ganzes Bündel weiterer reziproker Solidarverhältnisse⁴⁸, dem gesellschaftlichen Miteinander der Republik ihren Stempel aufsetzten, ein römisches Proprium.

Faktisch zementierte *fides* (Treue) zwischen *patronus* und *cliens*, *patronus* und *libertus* (Freigelassenem), *amicus* und *amicus* die exklusive Monopolstellung der römischen Aristokratie, der Nobilität: Die römische Republik war eine »soziale Oligarchie«⁴⁹. Unweigerlich wirkte die Klientel, praktisch von den frühesten Anfängen an, auch in die Organisation des Militärwesens hinein, indem Patrone ihre Klienten als Truppenteile mobilisierten⁵⁰. Die Kontinuität klientelärer Bindungen zwischen Truppe und Feldherr, die in der späten Republik erst voll zur Geltung kam, konstituierte eine grundsätzliche Differenz zur Entwicklung in Griechenland, dessen Poleis seit Einführung der Hoplitenphalanx über geschlossene, homogene Heeresverbände geboten, die ihrer Vaterstadt, ausschließlich und unmittelbar, verpflichtet waren. Dabei weist die Entwicklung von Militärwesen und politischer Organisation in Hellas und Rom durchaus gewichtige Parallelen auf: Hier wie dort war die Stadtgemeinde primär »Kriegerzunft«, hier wie dort ließ der Übergang zur Phalanx soziale Konflikte aufbrechen, in deren Gefolge alte Aristokratien die Macht mit neuen Eliten teilen mußten⁵¹.

Anders als in Griechenland vollzogen diese Eliten jedoch die Abschließung zu einer neuen Oligarchie, wozu das Gewicht der sozialen Nahverhältnisse das Seine beitrug. So hielt die Nobilität auch außenpolitisch die Zügel unangefochten in der Hand. Wenn auch vermutlich nicht Initiatoren⁵², so doch mindestens Organi-

⁴⁶ Max Weber, »Agrarverhältnisse im Altertum«, in: Ders., Gesammelte Aufsätze zur Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, hrsg. von Marianne Weber, 2. Aufl., Tübingen 1988, S. 1–288.

⁴⁷ Vgl. Matthias Gelzer, Die Nobilität der römischen Republik, in: Ders., Kleine Schriften, hrsg. von Hermann Strasburger und Christian Meier, Bd 1, Wiesbaden 1962, S. 17–135, hier: S. 68–75.

⁴⁸ Mathias Gelzer, Die römische Gesellschaft zur Zeit Ciceros, in: Ders., Kleine Schriften (wie Anm. 47), S. 154–185, hier: S. 164, führt u.a. auf: Verwandtschaft, Nachbarschaft, Gastfreundschaft (als Nahverhältnisse), *patrocinium* (als Schutzverhältnis des Patrons gegenüber Klienten, Freigelassenen, Kolonien, Munizipien, Provinzen usw.) und *amicitia* (als Freundschaftsverhältnis mit ihrem Gegenteil, *inimicitia*).

⁴⁹ Ebd., S. 168.

⁵⁰ So die Fabier ihre Gefolgschaft im Krieg gegen Veii, vgl. Livius, Ab Urbe condita 5, 35 f.

⁵¹ In Rom wirkten als Katalysatoren besonders die zahlreichen Kriege um und nach 400: gegen Veii (405–396), der Galliersturm (390), Latineraufstand (383–380) sowie der weitere Fortgang der inneritalischen Expansion Roms (ab ca. 350). Vgl. Filippo Cassola, Lo scontro fra patrizi e plebei e la formazione della nobilitas, in: Storia di Roma, a cura di Andrea Giardina e Aldo Schiavone, Torino 1999, S. 145–176, hier: S. 148.

⁵² Vgl. zur Debatte um den römischen »Imperialismus« und die Triebkräfte der Expansion: Jochen Bleicken, Geschichte der römischen Republik, 5. Aufl., München 1999, S. 168–175. Bleicken unterstreicht ein weiteres Mal den bereits von Mommsen plausibel gemachten »defensiven« Grundzug der römisch-republikanischen Außenpolitik, aller Aggressivität zum Trotz.

satoren und in jedem Fall Hauptprofiteure der Expansion, erlangten die römischen *nobiles* mit dem wachsenden Imperium einen beträchtlichen Macht- und Prestigegewinn. Der Aufstieg des Stadtstaats zur Weltmacht gab Einzelpersonlichkeiten bisher nicht gekannte Profilierungsmöglichkeiten und überforderte zugleich hergebrachte Institutionen wie Humanressourcen. Verschiedene Problemstränge bündelten sich im späten 2. Jahrhundert v. Chr. brennglasartig und stürzten die *res publica* in ihre hundertjährige, zuletzt letale Krise:

1. Im Zeichen wachsender militärischer Herausforderungen bei gleichzeitiger Proletarisierung der Bauernschaft litt die Armee unter einem chronischen Rekrutierungsengpaß, dem die Nobilität durch fortwährende Senkung des Zensus der (untersten wehrfähigen) fünften Klasse zu entrinnen suchte⁵³.
2. Mit der Expansion zerbrach, nicht zuletzt unter dem Einfluß des Hellenismus⁵⁴, der bis dato eisern gewahrte Konsens innerhalb der römischen Führungsschicht. Einzelne Angehörige der Nobilität verweigerten sich dem unbedingte Unterordnung unter die Standessolidarität erfordernden aristokratischen Kommand und profilierten sich als charismatische Führungspersonlichkeiten.
3. Die politische Geometrie zwischen Rom, Bundesgenossen und Klientelstaaten geriet unter dem Druck fortschreitender Ausbeutung der Peripherie durch das Zentrum aus den Fugen: Konflikte, kulminierend im inneritalischen Bundesgenossenkrieg (91–88 v. Chr.) und einer Reihe von Sklavenaufständen, deren berühmtester der des Spartacus (73–71 v. Chr.) war, häuften sich. Die Verwandlung von indirekter in direkte Herrschaft (Umwandlung von Klientelstaaten in Provinzen) verschärfte zusätzlich das Problem der vom aristokratischen Kollektiv nicht mehr kontrollierbaren *nobiles*, da nun noch mehr Magistrate (Prokonsuln, Proprätoren) in der Provinzverwaltung auf Posten gelangten, die Spielraum zu Profilierung und Machtzuwachs boten⁵⁵.

Damit war nun jene Konstellation geschaffen, die das Szenario für den Untergang der Republik und den schließlichen Aufstieg der Monarchie abgab. Die zerrissene Gesellschaft trug ihre Ordnung, die *res publica*, in einer rund hundert Jahre währenden Folge von Bürgerkriegen (133–30 v. Chr.) zu Grabe. Ungeachtet der umfassenden Transformation der römischen Gesellschaft, die aus der Expansion erwuchs, hatten aber die sozialen Nahverhältnisse, die *necessitudines*, ihre fundamentale Bedeutung gewahrt. Sie, einstmals der soziale »Kitt« namentlich der Nobilität, wandelten sich unter den ganz anderen Bedingungen der späten Republik freilich ins Gegenteil und wurden zum zersetzenden Spaltpilz⁵⁶ und Menetekel der *res publica* – bis hin zum »kollektiven Selbstmord der herrschenden Klasse«⁵⁷.

Die imperiale Expansion Roms veränderte das Aufgabenspektrum des Militärs von Grund auf: Statt einer auf sporadische Kriege auf italischem Boden einge-

⁵³ So bahnte sich gleichsam schleichend die »Heeresreform« des Marius bereits im Vorfeld durch sukzessive Proletarisierung der Armee an. Vgl. Emilio Gabba, *Esercito e società nella tarda repubblica romana*, Firenze 1973, S. 1–30.

⁵⁴ Vgl. Gelzer, Nobilität (wie Anm. 47), S. 132–134; zu den politischen Spielregeln in der hellenistischen Staatenwelt: Hans-Joachim Gehrke, *Der siegreiche König. Überlegungen zur Hellenistischen Monarchie*, in: *Archiv für Kulturgeschichte*, 64 (1982), S. 247–277.

⁵⁵ Vgl. Bleicken, *Römische Republik* (wie Anm. 52), S. 184.

⁵⁶ Vgl. mit speziellem Bezug zum Klientelwesen: Christian Meier, *Res publica amissa*, Frankfurt a.M. 1980, S. 30f.

⁵⁷ Ulrich Gotter, *Der Diktator ist tot! Politik in Rom zwischen den Iden des März und der Begründung des Zweiten Triumvirats*, Stuttgart 1996, S. 9.

richteten Bürgermiliz war zu Grenzverteidigung und Beherrschung weiter Räume ein professionalisiertes Heer aus längerdienenden Soldaten vonnöten⁵⁸ – ein Erfordernis, dem die marianische »Reform« Rechnung trug. Marius⁵⁹ war zugleich Protagonist eines neuen Feldherrentypus: Da die politische Entwicklung auch dem Befehlshaber Spezialisierung abverlangte, war der Magistrat, der neben dem politischen Amt auch das Feldherrenamt versah, zum Anachronismus geworden. Vielmehr wurde jetzt umgekehrt militärische Tüchtigkeit, zumal unter den Bedingungen der Bürgerkriege, zur *conditio sine qua non* jeder politischen Karriere.

Die »Militarisierung der Politik«⁶⁰ hatte notwendig ihre Kehrseite in der Politisierung des Militärs. Die aus den Reihen der *proletarii* rekrutierten längerdienenden Soldaten verbanden mit ihrem Dienst konkrete individuelle Interessen. Sie erwarteten, darin gleichsam Vertragspartner des Feldherrn, als Abfindung die seit Marius obligatorische Landzuweisung, die dann wiederum das Treueverhältnis in die Zukunft verlängerte⁶¹. Aus dem Interessengleichklang erwuchs rasch eine besondere Bindung zwischen Feldherr und Truppe, die sich fugenlos in das Schema reziproker Sozialbeziehungen einfügte: Charisma des erfolgreichen Feldherrn und Erwartungshaltung der Soldaten wurden so gleichsam in die traditionell-römische Form der *clientela* gegossen, die dann die hergebrachte Bindung der Soldaten an die *res publica* mehr und mehr überlagerte. Die Hauptakteure der Bürgerkriegszeit – im wesentlichen Marius, Sulla, Pompeius, Caesar, Marcus Antonius und Octavian – haben es virtuos verstanden, sich dieses Instruments für ihre politischen Ambitionen zu bedienen.

Im Jahr 88 spitzte sich in Rom vor dem Hintergrund einer gefährlichen militärischen Krise, der Offensive Mithradates' VI. in Kleinasien, die innenpolitische Situation dramatisch zu. Mithradates herrschte zwar nur über den gleichsweise unbedeutenden Kleinstaat Pontos an der anatolischen Schwarzmeerküste, wurde aber, die innere Zerrissenheit der römischen Aristokratie ausnützend, zu einer ernsthaften Bedrohung der östlichen Provinzen Roms. Der Volkstribun Sulpicius Rufus, ein Parteigänger des Marius, beantragte ein Bündel von Gesetzen, die allesamt den Zweck verfolgten, die Machtbalance zu den Anhängern der Popularen zu verlagern⁶². Auf Initiative des amtierenden Kon-

⁵⁸ Vgl. Gabba, *Esercito* (wie Anm. 53), S. 54.

⁵⁹ Gaius Marius (ca. 157–86 v. Chr.), der aus dem italischen Ritterstand stammte, war der prägende Politiker Roms in den Krisenjahren zwischen den Reformen der Gracchen (133, 123 v. Chr.) und der Diktatur Sullas (82–79 v. Chr.). Konsul der Jahre 107, 105–100 und 86, wehrte er die germanischen Kimbern und Teutonen ab (104–101 v. Chr.), reorganisierte das römische Heer durch Aufnahme grundbesitzloser Lohnempfänger (*proletarii*) und siedelte, gegen den Widerstand der Nobilität, seine Veteranen auf Staatsland (*ager publicus*) an. Marius war führender Exponent der Popularen (»Volkspartei«). Vgl. Richard J. Evans, *Gaius Marius: A Political Biography*, Pretoria 1994.

⁶⁰ Vgl. Bleicken, *Römische Republik* (wie Anm. 52), S. 70 f.

⁶¹ Vgl. Elisabeth Erdmann, *Die Rolle des Heeres in der Zeit von Marius bis Caesar. Militärische und politische Probleme einer Berufsarmee*, Neustadt an der Aisch 1972, S. 104. Überdies erleichterte eine erfolgreiche Veteranenansiedlung weitere Rekrutierungen und erhöhte das Prestige des Feldherrn.

⁶² Sulpicius Rufus beantragte (1.) die Streichung von Senatoren, die mehr als 2000 Denare Schulden hatten, von der Senatorenliste, (2.) den Rückruf der durch die *lex Varia* exilierten Personen, (3.) die gleichmäßige Verteilung der Neubürger und Freigelassenen auf alle Tribus und (4.) die Übertragung des Oberbefehls gegen Mithradates von Sulla, dem Konsul des Jahres 88, auf Marius. Das Paket zielte klar auf Sulla, dessen politischer Stern gerade im Steigen begriffen war. Vgl. Karl Christ, *Krise und Untergang der römischen Republik*, 2. Aufl., Darmstadt 1984, S. 186–189.

suls Sulla⁶³ sistierten die Konsuln unter einem Vorwand durch Verhängung des *iustitium* alle laufenden Staatsgeschäfte, woraufhin Sulpicius Rufus – regelwidrig – dennoch die Volksversammlung einberief und Sulla im aufbrechenden Tumult zur Aufhebung des *iustitium* zwang. Während Sulla zu seinen bei Nola stehenden und auf die Einschiffung nach Asien wartenden Truppen eilte, ließ Sulpicius Rufus seine Anträge die Volksversammlung passieren: Marius wurde per Plebiszit zum Oberbefehlshaber gegen Mithradates ernannt, Militärtribunen nach Nola in Marsch gesetzt, »welche das Heer übernehmen und dem Marius zuführen sollten.« (Plutarch, Sulla 8).

Sullas Reaktion traf seine Gegner völlig unvorbereitet und war nach römischen Maßstäben unerhört: Nicht nur widersetzte er sich dem Plebiszit, weigerte sich, das Kommando abzugeben und stachelte die Soldaten an, die Tribunen aus Rom zu steinigen (Plutarch, Marius 35, 4), er brachte sein Heer – möglicherweise durch gezieltes Streuen von Latrinengerüchten⁶⁴ – auch soweit, daß es selbst den Marsch auf Rom forderte. Ungeheuerlich war Sullas Vorgehen, weil er erstmals römische Bürger in den Krieg gegen römische Bürger trieb, weil seiner Offensive die rituelle Weihe des *bellum iustum*⁶⁵ fehlte und vor allem weil er mit der Überschreitung des Rubicon, des Grenzflusses zwischen der Provinz Gallia Cisalpina und dem de iure entmilitarisierten Italien, und der militärischen Einnahme Roms ein weiteres sakralrechtliches Verbot verletzte.

Nicht nur physisch hatte Sulla den Rubicon überschritten. Deutlicher als alle seine Vorgänger demonstrierte der nachmalige Diktator, der zumindest nach außen antrat, die *res publica* vor ihren Feinden zu retten⁶⁶, daß er als Feldherr wie politischer Führer seine Legitimität nicht mehr aus der gesetzten (und religiös verankerten) Ordnung bezog, sondern aus dem Charisma des Truppenführers und der – emotionalen wie materiellen – Bindung der Soldaten an seine Person. Mit anderen Worten: Das Klientelverhältnis zwischen Imperator und *milites* überlagerte im politischen Raum der späten Republik allmählich, seit Sulla eruptiv, die übrigen Nah- und Treueverhältnisse ebenso wie die durch Recht und Magistraturen abgesteckte legale Ordnung. Die Protagonisten des Ersten Triumvirats (60 v. Chr.) und der nachfolgenden Auseinandersetzungen (49–45 v. Chr.), Pompeius und Caesar, darin Sullas Meisterschüler, übertrafen ihr Vorbild noch und perfektionierten die emotionale Anbindung der Soldaten bis hin zu quasi-religiöser Selbststilisierung⁶⁷.

⁶³ Lucius Cornelius Sulla (138–78 v. Chr.) kämpfte unter Marius im Jugurthinischen Krieg (105 v. Chr.) und gegen die Kimbern und Teutonen (104–101 v. Chr.). Als Konsul und Oberbefehlshaber gegen Mithradates (88 v. Chr.) wurde er zum führenden Kopf der Optimaten (»Senatspartei«). Gegen die Mariusanhänger führte er zweimal Truppen gegen Rom (1. und 2. »Marsch auf Rom«, 88, 82 v. Chr.). Als Diktator initiierte er eine restaurative Verfassungsreform mit dem Ziel, die Republik zu stabilisieren. Vgl. Wolfram Letzner, Lucius Cornelius Sulla. Versuch einer Biographie, Münster 2000.

⁶⁴ Die Soldaten fürchteten, daß Marius mit anderen Truppen in den Gewinn verheißenden Krieg gegen Mithradates ziehen könnte. Vgl. Erdmann, Rolle des Heeres (wie Anm. 61), S. 87. Vgl. auch Appian, *bellum civile* 57, 250–252.

⁶⁵ Also die formal korrekte Kriegserklärung nach dem *ius fetiale* und das Vorliegen einer *iusta causa belli*. Vgl. zum *bellum iustum* Michaela Kostial, Kriegerisches Rom? Zur Frage von Unvermeidbarkeit und Normalität militärischer Konflikte in der römischen Politik, Stuttgart 1995, S. 54.

⁶⁶ Zu den Motiven Sullas vgl. Bleicken, Römische Republik (wie Anm. 52), S. 216–219.

⁶⁷ So schon mit Recht Michael Rostovtzeff, Geschichte der Alten Welt, Bd 2, Leipzig 1942, S. 208.

Die elementare Bedeutung des persönlichen Treueverhältnisses zwischen Feldherr und Truppe stellten abermals die auf die Iden des März, Caesars Ermordung (15. März 44 v. Chr.), folgenden Ereignisse unter Beweis – nun in allen Spielarten und mit für die Republik verheerender Wirkung. Der schwergewichtigste und heikelste Teil aus Caesars gewaltiger Erbmasse waren jene aktiven Heeresverbände und Veteranen, seine *commilitones*, die mit dem Diktator durch dick und dünn gegangen waren und sich davon die üblichen materiellen Vorteile der Veteranenversorgung versprachen. Caesars Heeresklientel, unversehens ihres Patrons beraubt und damit kopf- und führerlos geworden, war gleichwohl der wichtigste Machtfaktor im wechselläufigen Chaos, das zum Prinzipat Octavians, des nachmaligen Augustus, überleitete⁶⁸.

Die politischen Akteure – neben Marcus Antonius, dem profiliertesten General unter Caesar, und Octavian, Caesars Großneffen, Adoptivsohn und testamentarischem Erben, wesentlich auch die Vertreter des Senats und die Caesarmörder – standen praktisch von der Stunde an, als Caesar in der Kurie verblutete, im fortwährenden Wettbewerb um die Gunst der Legionen. Noch am 15. März organisierten Lepidus, ein weiterer General des toten Diktators, und Antonius Soldaten und Veteranen Caesars (Appian, *bellum civile* 2, 118) und schufen so ein *Fait accompli*: Eine Politik gegen sie war in Rom vorerst nicht möglich, die Caesarmörder waren von Beginn an praktisch isoliert. So war es dem amtierenden Konsul Antonius ein leichtes, die in der Senatssitzung vom 17. März beantragte Annullierung von Caesars Maßnahmen zu vereiteln (ebd., 129). Die für sie ungünstige politische Grundstimmung in der Hauptstadt zwang die Attentäter noch am selben Tag in ein Arrangement mit den Caesarianern (u.a. ebd., 142). Antonius als unbestrittener Kopf der Caesarpartei konnte in diesem Stadium der Entwicklung praktisch frei schalten und walten⁶⁹: Wer, wenn nicht der Konsul, der dem Diktator die Totenrede hielt und dessen hinterlassene – in Wahrheit von Antonius gefälschten – *acta Caesaris*, ein Gesetzespaket mit Verfügungen über die Veteranenansiedlung, durch den Senat peitschte, sollte die Interessen der Soldaten im Sinne Caesars wirkungsvoll vertreten? Wer konnte bei der Truppe auf ein vergleichbares Prestige bauen?

Die für Antonius so außerordentlich komfortable Lage änderte mit einem Schlag das unvermittelte Auftreten des damals gerade 18jährigen Octavian, der um den 26./27. März⁷⁰ in Brundisium eintraf. Ungeachtet seiner Jugend liefen dem unverzüglich nordwärts vorrückenden Caesarerben die entlang der Via Appia angesiedelten Veteranen des Diktators in Scharen zu (Appian, *bellum civile* 3, 11 f.). Das Charisma von Caesars Sohn kam dem von Caesars Gefährten und bewährtem General, Antonius, bei den Soldaten zumindest gleich. Seine Rechnung, die Karte der emotionalen Bindung der Soldaten an Caesars Namen zu spielen, ging auf⁷¹.

⁶⁸ Die folgenden Ausführungen basieren zum wesentlichen auf: Gotter, Diktator (wie Anm. 57). Darin auch der Hergang der Ereignisse in Einzelheiten.

⁶⁹ Vgl. ebd., S. 63.

⁷⁰ Vgl. ebd., S. 59.

⁷¹ Appian, *bellum civile* 3, 11: »Die dortigen Truppen kamen ihm entgegen und entboten ihm als dem Sohne Caesars freundlichen Willkomm; dadurch ermutigt, brachte er ein Opfer dar und nahm sogleich den Namen Caesar an; es ist nämlich römische Sitte, daß die adoptierten Söhne sich den Namen ihrer Adoptivväter beilegen. Octavius aber legte sich nicht allein diesen Namen zu, sondern änderte auch völlig seinen eigenen und

Octavian konnte sich als glaubwürdiger Rächer seines Adoptivvaters stilisieren. Antonius geriet damit in Zugzwang: Er war genötigt, sein bisheriges Lavieren zwischen radikalen Caesarianern und Caesarmördern aufzugeben und Farbe zu bekennen. Wollte er die Heeresklientel des Ermordeten nicht kampfflos Octavian überlassen, mußte er, dessen Untätigkeit die Soldaten beklagten (ebd., 12), sich die Rache-Parole seinerseits auf die Fahnen schreiben. Um verlorenes Terrain zurückzugewinnen, ließ er – regelwidrig ohne Promulgation (vorherige öffentliche Bekanntmachung) und gegen die Auspizien⁷² – ein eigenes Gesetz zur Veteranenansiedlung (*lex Antonia Cornelia de coloniis agros deducendis*) von der Volksversammlung beschließen, um sich so als eigentlicher Anwalt der Veteranen zu profilieren (Cicero, Philippicae 5, 9 f.)⁷³. Antonius dirigierte selbst die Ansiedlung der Veteranen in Campanien und bereiste, Octavian auf dem Fuße folgend, die Region, um möglichst viele Kolonien Caesars auf seine Seite zu ziehen. Er umgab sich mit einer Leibwache aus *evocati* (wiedereinberufenen Veteranen), um in Rom Stärke zu demonstrieren (Appian, *bellum civile* 3, 5).

Der Anfangserfolg des jungen, aber ungeheuer geschickt agierenden Octavian offenbart, wie es um das Verhältnis zwischen Militär und Politik in den späten Jahren der Republik stand: Ganz unten auf der Skala wirksamer Legitimitätsgründe des Feldherrn rangierte die Bekleidung einer Magistratur. Antonius bemühte sich gar nicht erst, die *auctoritas* des Konsuls herauszukehren, um Boden in den campanischen *coloniae* gutzumachen. Ganz pragmatisch warb er durch ein spontan in Szene gesetztes Leistungspaket zur Veteranenversorgung um die Gunst von Caesars einstiger Heeresklientel. Als noch erfolgreicher indes erwies sich die Rezeptur, nach der Octavian um die Sympathie der Soldaten buhlte: Als Sohn ihres Patrons und gleichsam neuer Caesar, der alle Rachegeleüste glaubhaft verkörperte, wurde er auch emotional zum Erben des Diktators und für die Soldaten zur Projektionsfläche ihrer Hoffnungen und Erwartungen.

Die emotionale Bindung der Soldaten an Caesars Adoptivsohn, die weit über dessen unmittelbaren Anhang hinausreichte, gehörte fraglos zu den Schlüsselementen, die der Krise bis zur Konstituierung des Zweiten Triumvirats (43 v. Chr.), dem neben Octavian und Antonius als dritter und weitgehend ohnmächtiger Partner Lepidus angehörte, ihr Gepräge gaben. Sie beraubte zunächst Antonius eines Gutteils seines politischen Handlungsspielraums: Ende Juli 44 mußte er im Streit um das Erbe Caesars einlenken und den definitiven Bruch mit den Caesarmördern vollziehen. Andernfalls drohte er jeden Kredit bei seinen Soldaten zu verspie-

seinen Vatersnamen, indem er sich als Caesar, Caesars Sohn, an Stelle von Octavius, Sohn des Octavius, bezeichnete; und so hielt er es weiterhin. Alsbald strömten bei ihm als dem Sohne Caesars in dichten Scharen und von allen Seiten her Männer zusammen, teils aus Freundschaft für Caesar, teils Freigelassene und Sklaven von ihm und mit ihnen zusammen andere Soldaten, die entweder Versorgungsgüter und Geld zur Armee in Makedonien oder andere Gelder und Tribute von sonstigen Provinzen nach Brundisium befördern sollten.«

⁷² Vgl. Gotter, Diktator (wie Anm. 57), S. 63.

⁷³ Cicero, Philippicae (Reden gegen Marcus Antonius) 5,10: *quibus de causis eas leges quas M. Antonius tulisse dicitur omnes censeo per vim et contra auspicia latas isque legibus populum non teneri* (»Deshalb glaube ich, daß die Gesetze, die, wie man sagt, M. Antonius erlassen hat, ausnahmslos gegen die Auspizien erlassen sind und durch diese Gesetze das Volk nicht gebunden ist.«).

len⁷⁴. Daß freilich auch Antonius mit Erfolg das Prestige eines Generals des großen Caesar in die Waagschale werfen konnte, bewies der gescheiterte Versuch Octavians im November 44, aus der für die Soldaten in Szene gesetzten Allianz auszuscheren: Sobald Octavian gegen Antonius auf Eskalation drängte, liefen ihm seinerseits die Soldaten davon⁷⁵. Die Truppe rückte nicht von ihrer Forderung nach Einheit der caesarianischen Führer ab – mochte diese auch längst Makulatur sein.

In den folgenden, von einzelnen Friedensperioden unterbrochenen Auseinandersetzungen zwischen Antonius und Octavian kamen immer wieder dieselben Grundmuster der »Kriegspolitik« zur Geltung: »Erfolg« eines Protagonisten bemaß sich wesentlich in dessen Fähigkeit, Truppen, möglichst die besonders schlagkräftigen Veteranenverbände, dauerhaft an seine Person binden zu können. So war der eingeschlagene politisch-ideologische Kurs nie Selbstzweck. Allianzen wurden geschmiedet und gebrochen, Treuebekundungen abgegeben und widerrufen, politische Programme inszeniert und bekämpft, um Caesars Heeresklientel glaubhaft den Eindruck zu vermitteln, ihre materiellen Interessen und emotionalen Erwartungen seien bei den jeweiligen Führern am besten aufgehoben. Die Aktionen des Antonius, Octavians, ja selbst der Caesarmörder und der Senatspartei um Cicero, bewegten sich durchweg in dieser Norm. Daß Octavian schließlich nach der Schlacht von Actium (31 v. Chr.) als Sieger aus dem Ring stieg, lag an seiner überlegenen propagandistischen Inszenierung, mit der er die eigenen Leistungen herausstellte und zugleich den in Ägypten residierenden Marcus Antonius als orientalischen Despoten diffamierte, ebenso wie an dem Prestige, das er sich als erfolgreicher und glaubwürdiger Fürsorger der Veteranen erwarb.

Der Prinzipat, gleichsam als Militärmonarchie aus der Bürgerkriegsära herausgewachsen, wandelte sich unter Octavians Führung, der energisch den Konsens mit neuen und alten Eliten suchte und fand, unter formaler Beibehaltung des republikanischen Rahmens, schrittweise in eine legitime Ordnung, so daß er selbst in seinen *res gestae* (Tatenbericht) verkünden konnte: *rem publicam a dominatione factionis oppressam in libertatem vindicavi* (»ich gab dem Staatswesen, das durch die Gewaltherrschaft einer politischen Machtgruppe unterdrückt wurde, die Freiheit wieder.« (Monumentum Ancyranum 1, Übers. Giebel). Gleichwohl blieb die Drohung der Remilitarisierung latent stets im Raum stehen. Die Nachfolgekrisen der Jahre 68/69 und 193, die das Imperium jeweils an den Rand des Zusammenbruchs manövrierten, sowie schließlich die Dauerkrise des Prinzipats in der Soldatenkaiserzeit (ab 235) machten das unmißverständlich deutlich.

⁷⁴ Appian, *bellum civile* 3, 29: »Daraufhin erschollen nun aus allen Kehlen immer wieder offen Aufschreie gegen Antonius. Als der sich Octavian gegenüber zu noch härteren Drohungen hinreißen ließ und die Kunde davon in die Öffentlichkeit drang, steigerte sich noch die allgemeine Erbitterung gegen ihn, und die Tribunen der Leibgarde des Antonius, die unter dem älteren Caesar gedient hatten und damals die besondere Gunst ihres Herrn genossen, drangen darauf, daß Antonius seine Angriffe einstelle; sie taten dies um ihrer selbst und um Antonius' willen, da er doch Caesars Feldzüge mitgemacht und aus seinen Händen die augenblickliche, so glänzende Stellung empfangen habe.«

⁷⁵ Appian, *bellum civile* 3, 42: »[Die Soldaten] waren [...] über die feindseligen Erklärungen [Octavians, d. V.] gegen Antonius, ihren einstigen General und derzeitigen Konsul, empört, und so forderten die einen, nach Hause entlassen zu werden, um sich auszurüsten [...], während die anderen den wahren Grund sogar etwas herausließen.« Den Ausschlag dürfte weniger gegeben haben, daß Antonius amtierender Konsul war, sondern vielmehr die Tatsache, daß die Soldaten die Einheit der caesarianischen Partei bedroht sahen. Mit ganz ähnlichen Problemen hatte deshalb auch Antonius zu kämpfen, dem ebenfalls die Soldaten davonliefen. Vgl. Appian, *bellum civile* 3, 44; Cassius Dio 45, 12, 2.

Fazit

Krieg im Altertum war in aller Regel nicht »Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln«, jedenfalls dann nicht, wenn man für ›Politik‹ den Maßstab Clausewitz' anlegt und das Politische als autonomes Teilsystem einer komplexen Gesellschaft begreift. Was der Anthropologe Karl Polanyi mit viel Plausibilität für die Wirtschaft vormoderner Gesellschaften postuliert hat – »Einbettung«⁷⁶ der Ökonomie in dominante soziale Strukturmuster – gilt mutatis mutandis auch für Krieg. Kriegführung gehorchte allenthalben Imperativen, die außerhalb strikter politischer und militärischer Ratio verankert lagen.

Ihren spezifischen Imperativ bezogen die Assyrer aus einer aggressiv-expansionistischen Kriegstheologie, deren Grundlagen und Ursprünge zwar historisch-rational herzuleiten sind, sich den Akteuren aber verschlossen. Wiewohl Assur als erstes Reich der Weltgeschichte einen organisatorisch hochdifferenzierten und -effizienten militärischen Komplex hervorbrachte, war dieser Apparat weder autonom – noch gehorchte er als Instrument einer wie auch immer bestimmten Politik, die es als solche ebenfalls nicht gab. Assurs Militär war vielmehr das Schwert in der Hand des Reichsgottes, die Macht, welche die Welt unter das »Joch« zwang, die Assur ihr auferlegt hatte. Folglich mußte sich das assyrische Reich in der Unentrinnbarkeit fortgesetzter Expansion verrennen – bis über die Grenzen der eigenen militärischen und wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit.

Das spätrepublikanische Rom kannte, anders als Assur, ohne Frage eine eigene Sphäre des Politischen. Die legitime Ordnung fußte auf einem System gesetzten Rechts. Doch hatten – und das ist die Besonderheit Roms – Verrechtlichung und Politisierung von Herrschaft das soziale Geflecht der römischen Frühzeit nicht außer Kraft gesetzt, sondern nur ergänzt und allenfalls überlagert. Ganz offen blieben die zentralen Nahverhältnisse – *patrocinium* (als Schutz- und Treueverhältnis unter Ungleichen) und *amicitia* (als Treueverhältnis unter Gleichen) – als strukturelle Faktoren der *longue durée* für das Handeln der Menschen wirkungsmächtig. Die römische Expansion brachte die Ausweitung der Klientel auf die Beziehung zwischen Truppe und Feldherr, die so zur Matrix des ausbrechenden Bürgerkriegs wurde. Entsprechend der römischen Klientelbindungen eigenen Mechanik waren auch die Bürgerkriege nicht »Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln« – sondern gerade umgekehrt wurden Politik und ihre Inszenierung zu Vehikeln des im Krieg Notwendigen. Folgerichtig wurde im Prinzipat nicht nur das Heer, sondern die gesamte Reichsbevölkerung zur Klientel des Kaisers: Regierungsgewalt und mit ihr die Entscheidung über Krieg und Frieden verschwanden endgültig aus dem Raum des Politischen.

Sucht man in der Antike nach Clausewitz' Idealtypus des ›absoluten‹ Krieges, so wird man wohl nur im klassischen Athen fündig, wo sich das Politische zur alles beherrschenden innergesellschaftlichen Kraft aufschwang. Krieg war hier die Funktion eines geradezu befremdlich unverhohlenen ›Imperialismus‹, der Hegemonie als das selbstverständliche Vorrecht des Starken voraussetzte. Motor der attischen Expansion wiederum war die einzigartige politische Konstellation der attischen Demokratie, die einen autonomen Demos Krieg mit materiellem Wohlstand und politischer Macht – nach innen wie außen – verbinden ließ. Die Kriege der

⁷⁶ »Embeddedness«: Vgl. Karl Polanyi, *Ökonomie und Gesellschaft*, Frankfurt a.M. 1979.

Athener kamen daher, wenn überhaupt irgend etwas im Altertum, jener *levée en masse* recht nahe, unter der das revolutionäre Frankreich Europa erzittern ließ. Das eminent Politische der Kriege Athens sieht auch Thukydides, wenn er seinen Perikles die Ursachen für die attische Machtstellung analysieren läßt:

»Aber durch welche Lebensführung wir dahin gelangt sind, mit Hilfe welcher Form der politischen Gemeinschaft, durch welche Eigenschaften unsere Stadt so groß geworden ist, das will ich darlegen [...]: Wir leben in einer Staatsverfassung, die nicht den Gesetzen der Nachbarn nachstrebt, sondern wir sind eher das Vorbild für andere als deren Nachahmer. Ihr Name ist Demokratie, weil sie nicht auf einer Minderzahl, sondern auf der Mehrzahl der Bürger beruht.« (Thukydides 2, 36 f., Übers. Horneffer).